Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 56 (1999)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Book reviews
Autor: Steiner, Rudolf / Seiler, Roger / Keel, Hans Jörg

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gesnerus 56 (1999) 124–161

Book Reviews

Akert, Konrad: **Vierhundert Jahre Hirnforschung in der Schweiz. Von der Renaissance bis zur Gegenwart.** Zürich, NGZ, 1996. 69 S. Ill., Portr. (Neujahrsblatt hrsg. von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1997, 199. Stück). ISSN 0379-1327. Bezugsadresse: NGZ, Redaktion: Prof. Dr. G. Benz, Restelbergstr. 87, 8044 Zürich.

Die Hirnforschung hat in der Schweiz eine lange Tradition. Um diese auch nach der Zeit der weltweit proklamierten «Dekade des Gehirns» fortzusetzen, wurde im Herbst 1998 das Zentrum für Neurowissenschaften der ETH und der Universität Zürich mit einem Netzwerk von etwa siebzig selbständigen Forschergruppen gegründet. Im Gegensatz zu den geplanten interdisziplinären Zukunftsbestrebungen hat sich Marco Mumenthaler zu Beginn der «Dekade» rückblickend der Geschichte der Neurologie und Neurochirurgie in der Schweiz angenommen (The History of Neurology in Switzerland. Cogito 1, 51–55, 1989), und Konrad Akert ist nun schwerpunktmässig der vierhundertjährigen Entwicklung der Neurowissenschaften in zwei sich ergänzenden Schriften nachgegangen. Bei den zuerst auf englisch erschienenen «Swiss Contributions to the Neurosciences in Fourhundred Years» (vdf Hochschulverlag AG ETHZ, 1996, ISBN 3-7281-2362-5) handelt es sich um wertvolle Vignetten von bekannten und weniger bekannten, zum Teil noch lebenden Neuroanatomen, -pathologen, -physiologen und -pharmakologen. Die auf deutsch von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1997 herausgegebene Version wurde vom Autor vollständig neu bearbeitet und enthält einen zusammenhängenden, bebilderten Text mit einem Glossar für Fachausdrücke. Beide Ausgaben sind mit einem Personen- und Literaturverzeichnis versehen und sorgfältig herausgegeben worden unter Mitwirkung von zahlreichen Spezialisten. Mit seiner persönlichen Auswahl der Protagonisten hat Akert den Zugang zum geschichtlichen Verständnis der «schweizerischen» Hirnforschung in ackerknechtschem Sinn geöffnet und damit der historischen Aufarbeitung der neueren Entwicklungen Vorschub geleistet.

Rudolf Steiner, Zürich

Die Antoniter, die Chorherren vom Heiligen Grab in Jerusalem und die Hospitaliter vom Heiligen Geist in der Schweiz. Bearb. von Anne-Marie Courtieu-Capt ... [et al.]; red. von Elsanne Gilomen-Schenkel. Basel etc., Helbing & Lichtenhahn, cop. 1996. 333 S. (Helvetia Sacra, Abt. IV, Bd. 4). SFr. 120.–; DM 138.–. ISBN 3-7190-1512-2.

Es mag ungewöhnlich erscheinen, an dieser Stelle einen Band der Helvetia Sacra zu besprechen, in der *die kirchlichen Einrichtungen der Schweiz – Bistümer, Stifte, Klöster – systematisch erfasst* werden. Dieser Band widmet sich aber den Orden mit der Augustinerregel, deren Zweck die Spitaltätigkeit war: den Antonitern, den Chorherren vom Heiligen Grab und den Hospitalitern vom Heiligen Geist. Daraus ergibt sich die Gliederung des Bandes in drei Abteilungen, denen ein einleitender Artikel vorangestellt ist. Von A. Mischlewski stammt die Einleitung zum Antoniterorden über dessen Geschichte von der Entstehung im 11. bis zur *Agonie* im 18. Jahrhundert. Ein separates Kapitel beschreibt die drei Generalpräzeptoreien von Chambéry, Freiburg i.Br. und Isenheim, denen die Niederlassungen in der Schweiz unterstellt waren. K. Elm fasst die Ordensgeschichte der Chorherren vom Heiligen Grab zusammen. Für die Hospitaliter vom Heiligen Geist fehlt bisher *eine wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werdende Darstellung der Ordensgeschichte.* E. Gilomen-Schenkel untersucht im einleitenden Kapitel die Gründung des Ordens, die Entstehung seiner Regel, die sich in wesentlichen Punkten aus jener der Johanniter ableitet, die *zentrale Aussagen zur Spiritualität von Spitalgemeinschaften* enthält, die nicht nur für den Heiliggeistorden vorbildlich wurden, und die Ausbreitung des Heiliggeistordens in der Schweiz. Diesen Einleitungen folgen die Beschreibungen der Ordensniederlassungen in der Schweiz, für die Chorherren vom Heiligen Grab und die Hospitaliter vom Heiligen Geist auch der nicht auf Schweizer Gebiet gelegenen übergeordneten Ordenszentren. Diese Darstellungen übernehmen das Schema der Helvetia Sacra mit einleitenden Stichwörtern und den Abschnitten Geschichte, Bibliographie und der Liste der Vorsteher im Mittelalter.

Über den Bereich der drei genannten Orden hinaus führen einerseits das im Anhang gegebene *alphabetische Verzeichnis der mittelalterlichen Spitäler im Gebiet der Schweiz,* dem zwar nur ein vorläufiger Charakter zugestanden wird, das aber sicher mit Gewinn konsultiert werden kann, und andererseits der dem Band vorangestellte Forschungsbericht zu den Spitälern und Spitalorden in der Schweiz vom 12./13. bis zum 15. Jahrhundert von E. Gilomen-Schenkel. Der Kommentar zur bisherigen Literatur zum Thema weist auf das allgemeine Forschungsdefizit hin und legt aber auch dar, wie schwierig die historische Beschreibung des komplexen Gebildes «Spital» zwischen sakralen und profanen Ansprüchen ist: eigentlich als Benefizium eine kirchliche Einrichtung und mit Privilegien ausgestattet und andererseits eine Fürsorgeeinrichtung der Gemeinwesen. Diese machten in die Kommunalisierung der Spitäler ihren Einfluss geltend – eine Entwicklung, die kirchlicherseits wiederum durch die Klerikalisierung der religiösen Gemeinschaften vorbereitet und unterstützt wurde. Sicher ist dieser Band der Helvetia Sacra ein wichtiger Beitrag, die Spitalgeschichte weiter aus dem *Windschatten der Forschung* (E. Gilomen-Schenkel) herauszuführen.

Roger Seiler, Zürich

Benzenhöfer, Udo: **Paracelsus**. Reinbek b. Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1997. 158 S. Ill., Portr. (rororo Monographie 50595). DM 12.90. ISBN 3-499-50595-9.

Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493 oder 1494–1541) ist auch heute omnipräsent. Er ist Schutzpatron unzähliger Apotheken und Heilbäder, er ist Schutzherr alternativer Paracelsus-Kliniken, er findet sich auf Briefmarken und ist Namensgeber von ehrenvollen Ärzteorden und von Intercity-Zügen. Paracelsus ist nicht nur Aushängeschild, sondern ein zur Besinnung Mahnender, ein grosser Arzt.

Sein Werk steht am Wendepunkt zwischen Mittelalter und Neuzeit, zwischen alter und neuer Medizin. An ihm scheiden sich auch heute die Geister. Immer werden diese widersprüchliche Arztgestalt und seine schwer verständliche Lehre den einen missfallen, die anderen jedoch als Medizinreformer ansprechen. Der Grund seiner Aktualität ist sicher auch im heutigen Spannungsfeld zwischen Schul- und Komplementärmedizin zu suchen. Paracelsus, diese einmalige Persönlichkeit als Arzt, Naturphilosoph, Laientheologe, Gottsucher und Mystiker, ist nicht Schutzpatron der einen oder anderen Richtung der Medizin, sondern Mahner und Förderer für eine ganzheitliche Medizin, in welcher «der höchste Grund der Arznei die Liebe ist».

Die Rowohlt-Monographien von Persönlichkeiten werden gerne zur Hand genommen, um einen Überblick zu erhalten von Menschen, die Grosses geleistet und eine Zeit mitgeprägt haben.

1993 zum 500. Geburtstag von Paracelsus ist seine Rowohlt-Biographie von Ernst Kaiser (1969 erstmals erschienen) in der 10. Auflage im 42. Tausend erschienen. Im November 1997 ist nun eine neue Ausgabe von Udo Benzenhöfer verfasst worden. Das Bildmaterial hat wenig geändert, die Abbildungen sind besser gedruckt, leider aber zum Teil auch kleiner geworden, was schade ist, da es sich doch um eine Bildmonographie handelt.

Ein grosses Verdienst des Autors ist die Übersichtlichkeit und die bessere Gliederung des Inhalts mit den wesentlichen Etappen von Hohenheims Wirken. Der Umfang ist mit 158 Seiten genau gleich geblieben. Wünschenswert wäre neben dem recht guten Namenregister ein zusätzliches Sachregister. Der Autor sagt, dass Paracelsus immer schon mehr verehrt oder verspottet als gelesen wurde. Dieses handliche Büchlein ist eine ausgezeichnete Einführung mit Entmystifizierung der Persönlichkeit dieses wunderlichen Arztes von Einsiedeln. Es ist dem Autor und Medizinhistoriker Udo Benzenhöfer gelungen, ein sachlich-nüchternes Paracelsusbild zu zeichnen, und dies in einer gut lesbaren, übersichtlichen Schrift, die historisch-kritischer Forschung gerecht wird.

Hans Jörg Keel, Walenstadt

Burnett, A. D.: **The engraved title-page of Bacon's *Instauratio Magna.*** Durham, Thomas Harriot Seminar, 1998. 48 p. Ill. (The Durham Thomas Harriot Seminar Occasional Paper No. 27). £ 3.50 (Porto zusätzlich). Bezugsadresse: Prof. G. R. Batho, School of Education, University of Durham, Leazes Road, Durham DH1 1TA, UK. ISBN 1-870268-71-7.

Frontispize gehören in den Drucken des 17. Jh. zu den beliebten Mitteln, in allegorisierender Bildersprache wesentliche Aspekte der betreffenden Werke gewissermassen plakativ vor Augen zu führen: Man denke nur an die Titelseite von Harveys *Exercitationes de generatione animalium* von 1651, die mit einem Zeus, der ein Ei öffnet, die These *ex ovo omnia* versinnbildlicht. Ein besonders reichhaltig und vielseitig ausdeutbares Titelkupfer, das Frontispiz von Bacons *Instauratio Magna* (1620), hat in der differenzierten Interpretation von Burnett eine verdiente Würdigung erhalten. Die offenbar von Bacon selbst inspirierte Darstellung zeigt zwei Segelschiffe, die zwischen den Säulen des Herakles vor der Strasse von Gibraltar auf dem offenen Meer kreuzen, darunter einen Daniel-Vers *multi pertransibunt et augebitur scientia.* Die primäre Aussage liegt auf der Hand: ein Aufbruch aus der geschlossenen antiken Welt des Mittelmeers hinaus auf den offenen Ozean, das Symbol für das Neue und Ungewisse, ein Bild, das den Wagemut und Unternehmergeist des *Novum organum* verkündet. Daran lassen sich viele weitere Assoziationen anschliessen, vom Herakles-Mythos über die Säulen des Salomon-Tempels bis zur Schiffahrt als Inbegriff moderner Technologie. Dabei ist sich Burnett des spekulativen Charakters seiner manchmal weithergeholten, aber immer geistreichen Deutungen bewusst.

Alfred Stückelberger, Bern

Ceranski, Beate: **«Und sie fürchtet sich vor niemandem». Die Physikerin Laura Bassi (1711–1778).** Frankfurt am Main etc., Campus, cop. 1996. 291 S. Ill. (Geschichte und Geschlechter, 17). DM 48.–; SFr. 46.–. ISBN 3-593-35600-7.

Die einzige Professorin Europas ihrer Zeit, Laura Bassi, kam 1711 als Tochter eines Juristen in Bologna zur Welt. 1732 wurde sie Ehrenmitglied der dortigen Akademie, erwarb den Doktorgrad und erhielt eine Ernennung zur Professorin für philosophia universalis an der Universität. 1738 fand sie einen Gatten, der ihre wissenschaftliche Arbeit neben den Hausmutterpflichten unterstützte. Mit ihm hatte sie acht Kinder. Anlässlich der Akademiereform 1745 verschaffte sie sich eine bezahlte Akademiestelle. 1776 berief das Institut für Wissenschaften Bolognas sie auf die Professur für Experimentalphysik. Vom durch einflussreiche Freunde der Familie mit gezielter Förderung zur weiblichen intellektuellen Ausnahmeerscheinung stilisierten Aushängeschild des gelehrten Bologna avancierte Bassi im Laufe ihres Lebens aufgrund ihrer Fähigkeiten wie glücklicher Fügungen zur international anerkannten wissenschaftlichen Autorität, Lehrerin, Patronin, Partnerin einer ganzen Generation von Naturwissenschaftern. Ihr breitgefächertes Erkenntnisinteresse reichte von höherer Mathematik über Mechanik, Hydromechanik, Pneumatik, Elektrizitätslehre und Optik bis hin zu biologischen Experimenten mit Salamandern und Schnecken. Die Vielseitigkeit hinderte sie neben ihren umfangreichen öffentlichen und familiären

Aufgaben jedoch daran, sich in ein längerfristiges Projekt zu vertiefen. Bassis Bedeutung als grosse Wissenschafterin ihrer Zeit ist denn auch nicht markiert durch spektakuläre Forschungsergebnisse. Sie liegt vielmehr in ihrer Tätigkeit als Repräsentantin der damals noch jungen Experimentalphysik in verschiedenen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kreisen, mit der sie wesentlich zur Sicherung eines Platzes für wissenschaftlich Tätige innerhalb der Gesellschaft beitrug, d.h. zu einem Umfeld, das Gedeihen von Wissenschaft erst ermöglichte.

Der Autorin der anregenden Studie geht es nicht nur darum, den Lebensweg Bassis nachzuzeichnen, sondern auch die Entwicklung der Wissenschaften in Bologna im 18. Jh. verständlich zu machen. Dabei vermag sie gleichzeitig die damaligen Handlungsspielräume und Grenzen aufzuzeigen, die einer Frau in unterschiedlichen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umkreisen, mit ihren je eigenen Wertmustern, restriktiven Weiblichkeitsvorstellungen und Bewältigungen von praktischen Situationen, begegneten. Gerne würde die Autorin heutigen Frauen die damalige Physikerin als Rollenvorbild anbieten, die aus eigener Kraft gegen alle Widerstände Familie und Karriere unter einen Hut gebracht und somit sich «selbstverwirklicht» hatte. Doch verdeutlicht sie anhand zahlreicher Vergleichsbeispiele anderer zeitgenössischer gelehrter Frauen, deren Weg weniger erfreulich verlief, dass die Ausnahme Bassi sich als Beispiel zur Nachahmung nur bedingt eignet. Weit eher lässt ihre Biographie den zeitunabhängigen Schluss zu: Es sind nicht die Besten, die vorankommen, sondern die von den Umständen Begünstigten.

Yvonne Voegeli, Zürich

Debru, Armelle; Sabbah, Guy (éds.): **Nommer la maladie. Recherches sur le lexique gréco-latin de la pathologie.** Saint-Etienne, Université de Saint-Etienne, 1998. 244 p. (Centre Jean Palerne, Mémoires XVII). Ffr. 120.–. ISBN 2-86272-128-X.

La question de la «réalité» pathologique dans l'Antiquité a passablement agité les milieux de l'histoire de la médecine antique ces dernières années. Que peut-on dire de l'existence effective de la peste, de la tuberculose, de la lèpre, par exemple? De toutes ces choses, plaies et pestilences, qui ont affligé les Anciens, il ne nous reste aujourd'hui, pour l'essentiel, que des mots. Or les mots sont trompeurs. Deux termes différents peuvent facilement désigner une entité pathologique unique, l'inverse étant tout aussi vrai. Sans même parler des questions de transmission des textes par la tradition manuscrite, on peut encore évoquer ici à quel point cette notion de réalité pathologique est éminemment historique, rendant particulièrement délicat l'exercice du diagnostic rétrospectif. Bref, si on veut les aborder sous l'angle de leur contenu de réalité, les textes médicaux anciens sont truffés de pièges. Une philologie bien entendue est, dans ce contexte, un pilier indispensable de l'interprétation historique. Les auteurs des essais recueillis par A. Debru et G. Sabbah pour le compte du Centre Jean-Palerne de Saint-Etienne, tous philologues hautement spécialisés, sont à la fois convaincus de la nécessité de faire dialoguer leur discipline et ses techniques sophistiquées avec une perspective historique élargie, et, au-delà de l'aspect forcément un peu aride de leurs méthodes lexicologiques, convaincants dans leurs études. Il serait vain dans ce cadre de vouloir en détailler chacune – analyses de la désignation lexi-

cale et sémantique de maladies particulières (catalepsie, glaucome, pathologies de la voix), études centrées sur les modes de désignation par divers auteurs latins (Cassius Félix, Caelius Aurelianus, l'auteur vétérinaire Pélagonius), étude de la traduction en latin de termes grecs de pathologie. Une présentation d'un projet de base de données informatique consacrée aux termes latins de pathologie médicale ainsi qu'une bibliographie complètent l'ensemble, qui démontre que l'enjeu des questions philologiques même les plus pointues ne vise pas uniquement le plaisir monomaniaque de l'érudit tatillon mais est aussi de comprendre comment les Anciens concevaient et éprouvaient la santé et la maladie, comment celle-ci s'inscrivait dans leur culture, laquelle, finalement, constitue une réalité que nous pouvons encore saisir.

Vincent Barras, Lausanne

Duchesneau, François: **Les modèles du vivant de Descartes à Leibniz.** Paris, Vrin, 1998. 402 p. (Mathesis). Ffr. 180.–. ISBN 2-7116-1336-4.

Im vorliegenden Band analysiert der Autor eine Vielzahl unterschiedlicher Theorien des Lebendigen aus dem 17. und dem beginnenden 18. Jahrhundert. Der Philosophieprofessor aus Montreal knüpft damit an seine Arbeiten zur Physiologie der Aufklärung und zur Epistemologie des G. W. Leibniz an. Nach neoplatonischen und aristotelischen Ansätzen auf der Schwelle zum modernen Rationalismus (van Helmont bzw. Harvey) wendet sich der Autor zunächst dem mechanistischen Modell Descartes' zu, das als Basis für weitere theoretische Repräsentationen der Lebensphänomene diente. So postulierte Gassendi funktionelle Dispositionen, die dem Samen inhärent sein sollten, und Spinoza lehnte die implizite anthropomorphe Teleologie des kartesianischen Modells ab. Die Cambridger Neoplatonisten More und Cudworth betonten die Unfähigkeit der mechanistischen Konzeptionen und führten ein belebendes Prinzip in die Diskussion ein. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde durch die mikroskopischen Forschungen der «Mikrostrukturalisten» geprägt. Die Interpretation der Ergebnisse führte allerdings zu Modellen, die so gegensätzlich waren wie der Psychomorphismus Glissons und der mikromechanistische Ansatz Malpighis. Auf dem Gebiet der Embryologie führte die Entwicklung vom epigenetischen Konzept Harveys und Descartes' über den Protopräformismus Gassendis zum echten Präformismus der Mikrostrukturalisten. Die Radikalisierung zum Modell der Präexistenz der Keime wurde philosophisch durch Malebranche inspiriert. Skepsis gegenüber den mechanistischen Interpretationen führten Sydenham und Locke zur Beschränkung der Analyse auf die Oberflächenphänomene des Lebens. Eine Alternative zu diesem Empirismus boten an der Wende zum 18. Jahrhundert die «Animisten» Perrault und Stahl an. Eine belebende «Seele» sollte den Organismus mit seinen Mechanismen regulieren. Leibniz wandte sich gegen den Antimechanismus Stahls. Mit seiner Monadologie ordnete er die Biologie methodisch den anderen Naturwissenschaften zu. Der Organismus gehorchte den gleichen Gesetzen wie die unbelebte Natur, allerdings auf einer unterschiedlichen Integrationsebene seiner Elemente. Das vorliegende Buch bietet einen umfassenden Überblick über die Theorien des Lebendigen im 17. Jahrhundert. Der Autor zeigt, dass das Problem der Stellung der Lebewesen in der Ordnung der Natur entgegen dem Urteil mancher

Historiker eine zentrale Rolle im Denken der zeitgenössischen Naturforscher und Philosophen spielte. Die Zeit zwischen der Infragestellung der antiken Traditionen und der Etablierung einer speziellen biologischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert stellte keineswegs eine theoretische Wüste dar, sondern sah die leidenschaftliche Entwicklung einer Vielzahl von methodisch radikal verschiedenen Modellen, die auf die empirischen Forschungsprogramme grossen Einfluss hatten.

Ralf Bröer, Moers (D)

Forsén, Björn: **Griechische Gliederweihungen. Eine Untersuchung zu ihrer Typologie und ihrer religions- und sozialgeschichtlichen Bedeutung.** Helsinki, Foundation of the Finnish Institute at Athens (Suomen Ateenan-instituutin säätiö), cop. 1996. II, 225 S. Ill. (Papers and Monographs of the Finnish Institute at Athens, 4). 250 FIM. ISBN 951-95295-5-1; ISSN 1237-2684.

L'usage de dédier à des divinités guérisseuses des représentations de parties du corps humain est déjà bien attesté dans les sanctuaires rupestres de Crète minoenne (fin du 3e et première moitié du 2e millénaire). Cette pratique apparaît dans le monde grec au début du 7e s. av. J.-C. (Artémision d'Ephèse) et se développe vers la fin du 5e s. av. J.-C. en Grèce et en Italie où elle connaît une grande popularité. Les ex-voto anatomiques étaient fabriqués en diverses matières (terre-cuite, bois, métal, cire, ivoire, verre) et sous diverses formes (reliefs, petite statuaire, peintures), qui ont pu coexister.

Björn Forsén consacre son ouvrage uniquement aux reliefs votifs en pierre du monde égéen (la Grèce continentale, les îles et l'Anatolie) du 4e s. av. J.-C. au 3e s. ap. J.-C. Ces documents ont jusqu'ici peu attiré l'attention des chercheurs. Ils consistent en de petites plaques de marbre ou de calcaire (env. 10–25 cm. de hauteur et de largeur), qui représentent de façon élémentaire des parties du corps sans traces de maladie. Les inscriptions sont brèves et comportent le nom du dédicant, celui du dieu avec ses épithètes, suivi de l'expression d'un souhait ou de remerciements (εὐξάμενος εὐχὴν ἀνέθηκεν ou simplement εὐχήν). Ces ex-voto d'apparence modeste apportent toutefois diverses informations à l'historien de la médecine, notamment sur le contexte socio-religieux des guérisons.

Après avoir présenté l'état de la recherche, l'auteur définit les critères d'identification des ex-voto: il écarte ainsi de son catalogue les pesons en forme de seins, les représentations d'oreilles qui symbolisent l'écoute du dieu, de mains levées qui évoquent la prière, d'empreintes de pieds qui suggèrent la présence du fidèle ou de la divinité. Le catalogue présente 171 monuments qui proviennent en grande majorité d'Attique (111), où ce type d'ex-voto en pierre a dû être créé. La plupart des reliefs ont été trouvés dans les sanctuaires d'Asclépios (49) et de Zeus Hypsistos (23) à Athènes, et d'Aphrodite à Daphni (9). Les autres reliefs sont répartis entre le sanctuaire d'Artémis Kyparissia à Sparte (16) et divers sites sur l'île de Paros (16). La série est complétée par des documents dispersés en Grèce continentale, dans les îles et sur la côte ouest de l'Asie mineure.

L'étude du matériel est divisée en trois parties: la première examine la nature du support (type de pierre, décor, inscriptions ...), et analyse la fréquence ainsi que la répartition géographique et chronologique des différentes parties du corps figurées

(par ordre d'importance: seins, pieds ou jambes, organes sexuels féminins, bras ou mains, oreilles, organes sexuels masculins, yeux, torses).

Le chapitre suivant s'intéresse aux divinités invoquées par les ex-voto. L'auteur les répartit en deux groupes dont les pouvoirs se recoupent partiellement: d'un côté, les divinités protectrices de la naissance et de la fécondité (Eileithyia, Artémis, Aphrodite, les Nymphes, Déméter et Coré), à qui l'on dédiait principalement des ex-voto de seins et d'organes sexuels féminins; de l'autre côte, les divinités guérisseuses (Asclépios, Amynos, Heros Itaros, Amphiaraos, Zeus, Héraclès, Apollon, Athéna), à qui l'on dédiait toutes les parties du corps. Après avoir examiné la fréquence des organes figurés, l'auteur rejette l'hypothèse d'une spécialisation des pouvoirs guérisseurs de certains dieux.

Le dernier chapitre est consacré aux dédications dont l'auteur s'attache à identifier le sexe et le statut social grâce à l'onomastique. Il constate la présence de toutes les couches de la population parmi les pélerins, avec un nombre plus élevé de femmes parmi ceux des sanctuaires de divinités féminines. Il termine en relativisant la rigueur de ses conclusions, émises sur la base des seuls documents conservés (les ex-voto en cire et en métal précieux ont disparu), et toujours susceptibles d'être remises en question par de nouvelles trouvailles.

Cet ouvrage soigné constitue un précieux outil de travail avec une bibliographie, des indices et une concordance générale très complets. Le catalogue, illustré de photos de très bonne qualité, offre d'utiles nouvelles propositions de lecture des inscriptions.

Véronique Dasen, Fribourg

Fritschi, Rita M.: **«Der arme Lazarus im Kulturstaat». Die Entstehung und die ersten Betriebsjahre des Kantonsspitals St. Gallen 1845–1880.** St. Gallen, Staatsarchiv und Stiftsarchiv, 1997. 234 S. Ill. (St. Galler Kultur und Geschichte, 29). SFr. 45.–. ISBN 3-908048-33-8.

Sozialhistorisch orientierte Einzelstudien über die Entstehung und Entwicklung des modernen Krankenhauses sind nach wie vor rar – jedenfalls im deutschen Sprachraum. Nicht allein daher ist das Erscheinen der Dissertation von Rita M. Fritschi zu begrüssen.

Wurde Krankenhausgeschichte bislang eher entlang traditionell medizinhistorischer Fragestellungen betrieben, knüpft Fritschi explizit an solche einer Sozialgeschichte der Medizin an. Dabei wird dem Krankenhaus als Zentrale einer örtlichen oder überörtlichen Gesundheitsversorgung die Rolle einer modernen Sozialinstitution zugeschrieben, um somit letztlich die historisch entwickelten Verflechtungen von Medizin und Gesellschaft in den Blick zu bekommen. Anknüpfend an Überlegungen zu «Medikalisierung», «ärztlicher Professionalisierung» und «medizinischer Deutungsmacht im sozialen Wandel», interessiert sich Fritschi für die politische und gesellschaftliche Einflussnahme von jenen Ärzten, die als Protagonisten des Krankenhauswesens in St. Gallen mit den politischen Institutionen und Entscheidungsträgern sowie den gesellschaftlichen Gruppen in Stadt und Kanton St. Gallen die Errichtung, Ausgestaltung und den Betrieb des Kantonsspitals St. Gallen massgeblich beeinflusst haben. Unter diesen Ärzten wird vor allem der ungemein einflussreiche Jakob Laurenz Sonderegger ausführlich gewürdigt.

In chronologischer Hinsicht behandelt die Arbeit die beiden mittleren Viertel des 19. Jahrhunderts. Zwar nahm das Kantonsspital St. Gallen erst 1873 seinen Betrieb auf, doch geht es in der Arbeit nicht vorrangig um den Krankenhausbetrieb als solchen, sondern vielmehr um die Diskussionszusammenhänge, die erst zu seiner Errichtung führten, sowie die intensive Fortsetzung dieser Diskussion der ersten – notwendig kritischen – Betriebsjahre. Im ersten Teil, der etwa 1830 einsetzt, werden die älteren stationären Einrichtungen der Armenpflege in St. Gallen vorgestellt. Anschliessend wird die Diskussion zwischen Stadt, Kanton und Ärzten um eine städtisch-gemeindliche bzw. kantonale Armen- und Krankenpflege nachgezeichnet. Der dritte Teil behandelt die unmittelbare Gründungsgeschichte des besagten Kantonsspitals und erst der vierte und letzte – der allerdings knapp die Hälfte des Seitenumfangs ausmacht – behandelt die ersten Betriebsjahre des Krankenhauses von 1873 bis 1880.

Auf ihre Fragestellung festgelegt, hat die Arbeit zwangsläufig gewisse Defizite: Vergleichsweise wenig werden etwa die Patientenklientel und die Finanzierung des Kantonsspitals analysiert. Weiterhin wäre ein wenigstens knapper Ausblick bis in die 1920er Jahre ausserordentlich interessant gewesen. In der Tat sind diese Arbeiten allerdings kaum ernsthaft von einer Einzelbearbeiterin im Rahmen einer Dissertation zu erwarten. So gebührt dieser soliden Arbeit Anerkennung; es bleibt festzustellen, dass auf dem Gebiet der Sozialgeschichte des modernen Krankenhauswesens noch vieles zu tun bleibt.

Fritz Dross, Düsseldorf

Galuzzi, Massimo; Micheli, Gianni; Monti, Maria Teresa (eds.): **Le forme della comunicazione scientifica.** Milano, Franco Angeli, 1998. 438 p. Ill. (Filosofia e scienza nel Cinquecento e nel Seicento; Studi, 49). Lit 57000. ISBN 88-464-0924-8.

Der Sammelband vereinigt 20 an einer Tagung in Mailand präsentierte Beiträge. Er untersucht Formen wissenschaftlicher Kommunikation unter verschiedenen Gesichtspunkten und in verschiedenen historischen Situationen (von der Antike bis etwa 1850). Die Einteilung in drei Kapitel (Antike und Mittelalter, physikal.-math. Wissenschaften, Naturgeschichte) bringt die Ansicht zum Ausdruck, dass sowohl bestimmte Zeitabschnitte wie auch Fachgebiete der Kommunikationsform ihr spezifisches Gepräge verleihen können. Gemeinsame Grundlage der Beiträge ist die von G. Micheli formulierte Einsicht, dass die Kommunikationsform in der gleichen Dimension wie die Forschung selbst zu situieren ist, da die wissenschaftliche Tatsache erst durch deren Mitteilung eine solche wird; wesentliches Merkmal sowohl der Forschung wie der Kommunikation ist die Intersubjektivität.

Im Abschnitt zur Antike und dem Mittelalter geht es vorwiegend um Aufbau und Grundstruktur wissenschaftlicher Texte etwa bei Aristoteles (M. Vegetti) oder astronomischen Traktaten (F. Repellini). M. Parodi stellt die rhetorisch-überzeugende Ebene der Kommunikation des Hochmittelalters dar. Besonders interessant ist der Beitrag von C. Crisciani, in welchem die Rolle der sinnlichen Erfahrung und des «Machens» als wesentliche in der Alchemie dem Leser vermittelte Elemente hervorgehoben werden. Der Ausschliesslichkeitsanspruch dieser Texte steht in eigenartigem Widerspruch zu dem sie kennzeichnenden Eklektizismus.

Im Kaptitel zu den physikal.-math. Wissenschaften sticht der Text von A. De Pace hervor. Sie weist durch Berücksichtigung der zeitgenössischen Diskussion um die Aufgabe des Dialogs nach, dass Galileo in seinem «Dialogo» diese Form nicht gewählt hatte, um die Wahrscheinlichkeiten verschiedener Positionen aufzuzeigen, sondern um den Leser mehr von der Stärke der eigenen Position zu überzeugen.

Im dritten Teil steht die wissenschaftliche Praxis und insbesondere das Experiment im Zentrum. In mehreren Beiträgen wird herausgestellt, dass die Forscher durch die genaue Wiedergabe ihrer Experimente nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch sich selbst von deren Gültigkeit zu überzeugen versuchen. Transformationen vom Laborprotokoll bis zur Publikation werden von M. T. Monti (Haller, Spallanzani) thematisiert. M. Buscaglia (Trembley) weist darauf hin, dass die Publikation nicht einfach eine «verfälschende» Strukturierung der im Labor gewonnenen Erkenntnisse ist, sondern dass zwischen handschriftlichem und gedrucktem Text eine andauernde Interaktion besteht. Weitere interessante Beiträge stammen von W. Bernardi (Selbstdarstellung Spallanzanis), G. Giglioni (die dominante Rolle der Abbildung bei Swammerdam) und N. Siraisi (Obduktionsberichte von Heiligen im 16. Jh.).

Bei einigen Aufsätzen stehen m. E. weniger die Form als der Inhalt der Kommunikation im Vordergrund (A. Brigaglia, M. Galuzzi, I. Garofalo, N. Siraisi). Nicht zuletzt darin zeigt sich, wie eng die beiden Elemente verknüpft sind. Der Sammelband vereinigt auf hohem fachlichen Niveau eine Vielfalt möglicher Ansätze und bietet daher eine gute Übersicht über Methoden der heutigen Wissenschaftsgeschichte. Allerdings folgen die Beiträge vornehmlich der Perspektive der Verfasser der analysierten Texte. Es wäre zu wünschen, dass vermehrt auch die für die Kommunikationsform entscheidenden Erwartungen und Haltungen der Rezipienten untersucht würden.

Hubert Steinke, Bern

Gysel, Carlos: **Histoire de l'orthodontie.** Ses origines, son archéologie et ses précurseurs. Bruxelles, Société Belge d'Orthodontie, 1997. IX, 827 p. Ill. ISBN 90-803977-1-7.

Dieses Buch ist die umfangreiche Summe des Forscher- und Sammlerlebens eines fachlich und kulturell interessierten Europäers. Der Inhalt wird im Untertitel treffend charakterisiert. Von vor- und frühgeschichtlicher Zeit bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts wird zusammengestellt, was an archäologischen Funden, Texten und Bildwerken in weitestem Sinne medizinischen Bezug zu Gesicht, Kiefern und Zähnen hat. Historische und kulturelle Hintergründe der heutigen Orthodontie, insbesondere der Diagnostik und Ätiologie, sind ausführlich abgehandelt. Behandlungstechnische Aspekte kommen, wohl entsprechend den historischen Quellen, mit Ausnahme chirurgischer Verfahren für die Zeit vor 1840 eher theoretisch zur Sprache. Erst in Kapitel XXIX finden sich ausführlichere, illustrierte Angaben zum praktischen Vorgehen in der apparativen Therapie von Zahn- und Kieferstellungs-Anomalien. Eine der Stärken dieses Werks liegt sicher darin, dass der Autor als mehrsprachiger Europäer (und ehemaliger Präsident der European Orthodontic Society) Quellen griechischer und lateinischer, französischer, englischer, deutscher, holländischer und belgischer sowie italienischer Sprache zusammengeführt hat. Entsprechend sind nicht nur die bekann-

ten Grössen berücksichtigt, sondern eine Vielzahl von Autoren und Praktikern aus verschiedensten Ländern mit ihren biographischen Hintergründen, Theorien, Methoden und Kontroversen. Ein sehr ausführliches Namensverzeichnis erleichtert die Orientierung. Spezifische Literaturangaben finden sich jeweils am Ende der einzelnen Kapitel. Eine allgemeine Bibliographie im Anhang ist gegliedert nach medizinischen bzw. zahnmedizinischen Quellen sowie Arbeiten zur Geschichte der Medizin, der Zahnheilkunde und der Orthodontie. Bereits der Textteil ist ausführlich, wenn auch zum Teil kleinformatig, illustriert, u.a. mit Porträts der erwähnten Persönlichkeiten. Zusätzlich stehen am Schluss des Buches 98 Seiten mit Bildtafeln zu prähistorischen Funden, Mumien, dentalen Aspekten historischer Persönlichkeiten, Kunstwerken als Illustration zur Proportionenlehre, Teratologie und Monstrositäten, Phrenologie und Physiognomie sowie spezifische Illustrationen zum Thema Gebiss- und Kieferanomalien und Lippen-, Kiefer-, Gaumenspalten.

Insgesamt eine Fülle von Informationen, die zeigt, wie weit die Wurzeln vieler heute noch gültiger Konzepte zurückreichen. Für Orthodonten sind von besonderem Interesse: Analysen des Gesichtsprofils/künstlerische Darstellungen – Ursprünge der Kephalometrie im 17./18. Jh. – Theorien zu Gesichtswachstum, Ätiologie und Heredität – Probleme von Zahndurchbruch und Zahnwechsel – Grundregeln der Therapie – Biomechanik, Apparaturen.

Wanda Gnoinski, Zürich

Harrington, Anne: **Reenchanted science. Holism in German culture from Wilhelm II to Hitler.** Princeton, Princeton University Press, 1996. XXIV, 309 p. Ill. $ 39.50; £ 29.95. ISBN 0-691-02142-2.

These linked biographical case studies investigate holistic and Gestalt concepts. They represent a highly personal odyssey into non-mechanistic forms of understanding biology and the mind. The chosen figures are Jakob von Uexküll, Constantin von Monakow, the Gestalt psychologists Wolfgang Kohler and Max Wertheimer, and Kurt Goldstein. There are some briefer portraits including Hans Driesch and Viktor von Weizsäcker. Overall, there results a pluralistic rather than a monolithic account of holism, which readers may find more attractive if taken as a whole than if analysed in its constituent parts.

Harrington is at her strongest when tackling brain experts, on whom she has written previously with considerable authority. By way of contrast, her grasp of the intricacies of German embryology does not take on board the full subtleties of the scientific critique of Roux's mechanistic theories. Between the polarities of vitalists and mechanists were many intermediate positions which were probably more influential. She ventures into the minefield of Nazi medical atrocities, and picks on some interesting debates. Yet issues as atrocities at the neurological clinic Breslau are not always successfully resolved. Some of the cited Nazi stalwarts e.g. Ernst Lehmann and Bernhard Dürken (absent from the index) were disapproved of. She rightly takes up the case of the holism of the SS bacteriologist, Mrugowsky, but wrongly attributes to him the deaths of "countless" prisoners – Mrugowsky is not to be confused with Mengele, and he was only very occasionally at Auschwitz (see p. 199). However, the critique by Pross of Lifton's theory of doubling is rightly raised. The author might

have been better advised to focus on the Mayer-Abich/Driesch polarity. Finally, the various elements of the study are pleasingly integrated in the account of Victor von Weizsäcker's critique of mechanistic medicine. Holism then occurs on all sides of the German political spectrum – but then, it similarly occurred as a minority current in other countries. What then integrates the holists?

Harrington's gracious thanks to her assistants for proof reading are misplaced; sadly their skills were not up to scratch. Thus the caption on page 201 contains five misspellings, and the bibliography is a sad testimony to their lack of linguistic competence. Despite such blemishes this is an interesting and thoughtful book.

Paul Weindling, Oxford

Hippocrates: **Hippocrate**, tome II, 2e partie: **Airs, Eaux, Lieux.** Texte établi et traduit par Jacques Jouanna. Paris, Les Belles Lettres, 1996. 374 p. (Collection des Universités de France, série grecque). Ffr. 375.–. ISBN 2-251-00451-3; ISSN 0184-7155.

Grandi sono i pregi del nuovo testo critico di *Aer.* offerto da Jacques Jouanna e molti sono i fattori che rendono datata l'importante edizione del 1970 curata da Hans Diller (CMG I 1,2, Berlin 1970). Diciamo con Jouanna (p. 171) che «nul traité hippocratique n'a connu des progrès aussi réguliers et aussi éclatants dans l'édition» e citiamo fra le nuove scoperte il *Parisinus gr.* 2047 A, l'*Hunterianus* 96 (trad. latina tardoantica), il *Monacensis* 23535 (trad. latina tardomedievale), lo *Scorialensis* 857 (trad. araba dei lemmi del commento di Galeno ad *Aer.*), il *Cairensis* Tal'at ṭibb 550 (trad. araba del commento stesso), le citazioni di ar-Ruhāwī e nuove citazioni di Galeno in due suoi trattati. Grandi sono anche i meriti delle allargate «notes complémentaires». Mi permetto in quanto segue di toccare due punti che le riguardano: E' di somma importanza per il trattato la rivendicazione, in chiusa alla premessa nel cap. 2.3, dell'esame «meterologico» quale parte integrante della medicina: Εἰ δὲ δοκέοι τις ταῦτα μετεωρολόγα εἶναι, εἰ <μὴ> μετασταίη τῆς γνώμης, μάθοι ἂν ὅτι οὐκ ἐλάχιστον μέρος συμβάλλεται ἀστρονομίη ἐς ἰητρικήν, ἀλλὰ πάνυ πλεῖστον· ἅμα γὰρ τῇσιν ὥρῃσι καὶ αἱ κοιλίαι μεταβάλλουσι τοῖσιν ἀνθρώποισιν. Qui il rapporto fra ambiente e individui si esprime in modo insuale come sequenza causa-effetto fra μεταβολαί climatiche e μεταβολαί di non ben definite «cavità (κοιλίαι)» umane, poste a definire, così il contesto, dei mutamenti sia fisiologici che patologici del corpo. Il tema si ricollega al cap. 2.1 in cui si afferma che se il medico itinerante, sopraggiunto in una città a lui non nota, disponesse di nozioni sulle «arie, acque e luoghi» (ossia: stagioni, sole, venti, acqua, suolo, regime) non si lascerebbe sfuggire «le malattie locali e nemmeno la natura delle cavità (τῶν κοιλιῶν ἡ φύσις)». In questo caso la tradizione ms. pone di fronte al dilemma della scelta fra le lezioni κοιλιῶν e κοινῶν entrambe difendibili. Jouanna lo definisce a ragione un «choix embarassant» (p. 255). Ma il fatto che si decida per κοιλιῶν per motivi di storia del testo e non per motivi contenutistici va in parte ricondotto a un certo misconoscimento dell'importanza e della difficoltà di questo termine. Già le traduzioni, la latina e quelle arabe dei lemmi e del commento di Galeno, poste a sostegno della *lectio* κοιλιῶν traggono in inganno con «ventrium», «bellies (trad. dall'arabo)» e «Bäuche (trad. dall'arabo)». Κοιλίη non significa propriamente né «ventre» né «pancia». Ma non soddisfa nemmeno la

proposta di Jouanna (p. 258 n. 8) che menziona solo «la cavité d'en haut (poitrine)» et «la cavité d'en bas (ventre)»: nel cap. 19.5 si dice che le κοιλίαι αἱ κάτω sono le più umide di *tutte* le κοιλίαι (πασέων κοιλιῶν), quindi ogni individuo non dispone soltanto di una cavità superiore e una inferiore. Ma allora cosa significa κοιλίαι in *Aer.*? Pur non essendo autorizzati a supporre in quest'opera il complesso sistema circolatorio di pompaggio delle κοιλίαι testimoniato in altri trattati ippocratici (es. *Gen., Nat. Puer., Morb. IV* e *VM* cap. 22) la comparsa del termine in punti cruciali del testo imporrebbe un approfondimento. Galeno (I 6 Strohm.) e Eroziano (52.15 Nachm.) dimostrano che il problema interpretatorio del concetto si poneva già nell'antichità.

Vi è poi un atteggiamento generale da rilevare, spiegabile invero colla (sacrosanta) posizione dei più recenti studi ippocratici che rifuggono dal vedere nei medici del *C. H.* il mero ricettacolo delle teorie dei filosofi contemporanei. Ora si esagera nella direzione opposta: una quasi-assenza di rimandi ai «Presocratici», laddove i paralleli (o influssi) possono essere illuminanti per la datazione. Limitandoci a Democrito, la cui acme si situa nel 420 – anni in cui Jouanna propone di datare il trattato («à la transition entre Hérodote et Thucydide» p. 82) – la riduzione dei *confer* non poteva essere più drastica. Nessun cf. ad esempio coi resoconti di Eliano sulla teoria democritea del rapporto fra venti del sud (risp. del nord) e aborto per rilasciamento (risp. gravidanza ottimale) nelle gestanti (Ael. *NA* 12.17 = 68 A 152 DK, cf. *Aer.* cap. 23.1) o con quella riguardante la crescita delle corna (*ibid.* 12.18 sgg. = 68 A 153–155 DK) dove viene svelato il meccanismo di perché il caldo le fa crescere, il freddo ne blocca la fuoriuscita (*Aer.* cap. 13.8), una teoria applicabile anche alle pratiche di mastectomia nelle donne dei Sauromati (*Aer.* cap. 17.3) e di cauterizzazione degli Sciti (*Aer.* cap. 20.1). La reazione alla eccessiva lettura democritea dell'opera del celebre *Wanderarzt und Aitiologe* di Diller si è spinta forse troppo in là?

Lucia Orelli Facchini, Zürich

Jobmann, Anke: **Familientreffen versus Professionselite? Vergangenheitsbewältigung und Neustrukturierung in der deutschen Wissenschaftsgeschichte der 60er Jahre.** Berlin, ERS-Verlag, 1998. 119 S. DM 33.–. ISBN 3-928577-31-X.

Der «provokante» Titel eignet einer Broschüre, welche von der Gründung der (deutschen) Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte (GWG) und ihrem Vorfeld handelt. Die GWG entstand 1965 sozusagen als Sezession von der altrenommierten Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik (DGGMNT, *1901) und ihrem, heute nach dem ersten Leiter Karl Sudhoff benannten Archiv (*1908). Da diese Fächer sich erst mit dem Wiederaufbau seit 1945 universitär breiter etablierten, gaben der DGGMNT neben Experten traditionellerweise «Liebhaber, Laien und Dilettanten» das Gepräge, und ihre Jahresversammlungen waren nicht zuletzt auch gesellschaftliche Ereignisse. Dies genügte einer Gruppe von Wissenschaftlern «der dritten Generation» um Karl E. Rotschuh nicht mehr. Der «Knoten schürzte sich», als der Vorstand der DGGMNT 1964 wegen Protektion und Umhabilitierung eines ehemaligen SS-Angehörigen in eine Kollaborationsaffäre hineinschlitterte. Sie erregte – von «unserem» Erwin H. Ackerknecht öffentlich angeprangert – intern und extern, auch international, einiges Aufsehen; ein paar, teils prominente, Mitglieder rangen sich zum Austritt durch. 1964 war deshalb der

DGGMNT-Vorstand umzubesetzen, was die «Reformisten» im gleichen «Aufwasch» zur Neuorientierung der Gesellschaft benutzen wollten. Letzteres aber scheiterte an der dazu (noch) nicht bereiten Mitgliederversammlung, so dass jene nunmehr in der GWG einen eigenen Weg suchten (ihr «Organ»: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, erscheint seit 1978). Seither befleissigen sich m.W. beide Vereine «friedlicher Koexistenz». Jobmanns Büchlein liest sich gut. Einleitend skizziert die Autorin die Ausgangslage. Breiten Raum gibt sie dann der erwähnten, heftig geführten «Nazi-Kontroverse». Die zweite Hälfte ist der eigentlichen Gründung der GWG gewidmet. Ein Anhang rekapituliert Daten, Quellen und Namen. Anke Jobmann legt damit auf gelungene Weise einen interessant dokumentierten Beitrag zur jüngeren deutschen Zeit- und Wissenschaftsgeschichte vor!

Beat Glaus, Zürich

Johannes (Alexandrinus): **John of Alexandria – Commentary on Hippocrates' Epidemics VI fragments. – Commentary of an anonymous author on Hippocrates' Epidemics VI fragments.** Ed., transl. and notes by *John M. Duffy*. – **John of Alexandria – Commentary on Hippocrates' On the nature of the child.** Ed. and transl. by *T. A. Bell, D. P. Carpenter, D. W. Schmidt* ... [et al.]. Berlin, Akademie-Verl., 1997. 201 S. (Corpus Medicorum Graecorum, XI-1,4). DM 220.–. ISBN 3-05-003190-5; ISSN 0070-0347.

Das *Corpus Medicorum Graecorum* setzt seine Publikationen zum letzten Stadium griechischer Wissenschaft in Alexandrien mit einer weiteren Erstpublikation fort (vgl. *Gesnerus* 53 [1996], S. 134 zu Stephanus von Alexandrien): Vom Kommentar des Ioannes zu *Epidemien* VI war bisher nur die lateinische Übersetzung im Druck erschienen (C. D. Pritchet, Leiden 1975); erhalten ist dieser Text in Abschnitten, die in einer Reihe von Codices in die vielgebrauchte Übersetzung eines arabischen medizinischen Handbuchs (Ἐφόδια) eingefügt sind. Der zweite Text, zu *Nat. puer.,* war nur einmal von F. R. Dietz 1834 gedruckt worden. Methodik und Geist dieser späten Form griechischer Wissenschaft in christlicher Umwelt ist jetzt neu dokumentiert. Das auf Galen abgestellte Curriculum lässt sich deutlich fassen (9–11). Der wissenschaftliche Arzt nennt sich «hippokratisch» im Kontrast zum «vulgären» Arzt (ἀγελαῖος 44,26f.); darum muss man den überholten Klassiker, der mehr als tausend Jahre früher schrieb, studieren. Was unverständlich oder offensichtlich falsch ist, lässt sich als Interpolation wegschieben (34,15; 142,9). Man findet Floskeln vom Schöpfer, der «allein die Ursache kennt» (164,39 vgl. 60,31; 130,14) – so konnten auch heidnische Platoniker sprechen –; doch gegen Wirkung vom «Göttlichen» verwahrt man sich: «als Ärzte akzeptieren wir das nicht» (104,4 vgl. 156,14). Heikel wird die Diskussion in dem von «Hippokrates» beschriebenen Fall einer Abtreibung (p. 146,16 zu *Nat. Puer.* 490 L.).

Die Editoren geben neben den Lesarten der Handschriften sorgfältig die zu ermittelnden Quellen der Zitate an. Dem ersten Text hat Duffy wertvolle «Notes» (108–117) beigegeben. Der Philologe findet Auffälliges in Grammatik und Wortschatz, was in einem *Index grammaticus* und einem *Index verborum* erschlossen ist. Einige Unsicherheiten bleiben in der Orthographie: ἐρεῖσθαι 28,13 ist m.E. als αἱρεῖσθαι zu lesen («choose» statt «discuss»); ἐνδυάζω 72,30 könnte man unbedenklich mit üblicher Orthographie ἐνδοιάζω schreiben.

Walter Burkert, Uster

Jütte, Robert (Hrsg.): **Geschichte der deutschen Ärzteschaft.** Organisierte Berufs- und Gesundheitspolitik im 19. und 20. Jahrhundert. Unter Mitarbeit von T. Gerst, H. Herold-Schmidt, N. Jachertz, K.-D. Müller, M. Rüther und E. Wolff. Köln, Deutscher Ärzte-Verlag, 1997. 319 S. Ill. DM 68.–; SFr. 67.–. ISBN 3-7691-0345-9.

Anlässlich des 100. Ärztetages 1997 in Eisenach legte Robert Jütte diesen umfassenden, den Forschungsstand sehr gut zusammenfassenden Überblick über die Geschichte der deutschen Ärzteschaft im 19. und 20. Jahrhundert vor. Als wirklich gelungenes historisches Sachbuch wendet sich der Band in erster Linie an Ärztinnen und Ärzte sowie an ein allgemeines Publikum. In sechs chronologisch gegliederten Kapiteln untersuchen die Autoren (fünf Historiker und eine Historikerin) in einer allgemeinverständlichen Sprache die Entstehung und Entwicklung der ärztlichen Organisationen (u.a. Ärztekammern, Ärztevereinsbund, Hartmannbund, Kassenärztliche Vereinigung), ihre Abgrenzung nach aussen (u.a. gegen Laienheiler), ihre internen Auseinandersetzungen (um Kollegialität und Berufsehre, politische Orientierung, Medizinerausbildung und Berufschancen), ihre Behauptung auf dem Gesundheitsmarkt, insbesondere seit 1883 im Kampf mit den Krankenkassen. Eine Vielzahl von Schwarzweissabbildungen illustrieren den Band hervorragend. Hilfreich sind die zahlreichen, das Zahlenmaterial veranschaulichenden Tabellen und Diagramme. Dass der Band keine Belegstellen nennt, mögen vielleicht nur Fachhistoriker bedauern (ein mit Anmerkungen versehenes Typoskript kann vom Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart ausgeliehen werden). Eine umfassende Bibliographie entschädigt hier teilweise. Hilfreich wäre es gewesen, wenn zumindest bei den Zitaten die Quellenangaben genannt wären. Ein abschliessendes Kapitel des Chefredakteurs des Deutschen Ärzteblattes schildert aus seiner Sicht die schwierige wie problematische Auseinandersetzung der deutschen Ärzteschaft nach 1945 mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit und den NS-Verbrechen von Ärzten. Insgesamt ist dies ein nützliches Buch, das man sehr gut auch für den studentischen Unterricht gebrauchen kann.

Lutz Sauerteig, Freiburg (D)

Junker, Thomas; Richmond, Marsha: **Charles Darwins Briefwechsel mit deutschen Naturforschern. Ein Kalendarium mit Inhaltsangaben, biographischem Register und Bibliographie.** – Charles Darwin's correspondence with German naturalists. A calendar with summaries, biographical register and bibliography. Marburg an der Lahn, Basilisken-Presse, 1996. XLIII, 266 S. (Acta Biohistorica, 1). DM 69.–. ISBN 3-925347-39-9.

Das grossangelegte Darwin-Projekt in Cambridge, das die vollständige Edition des wissenschaftlichen Briefwechsels des einflussreichsten Biologen des 19. Jahrhunderts zum Ziel hat und nunmehr bei Band 10 angelangt ist, der das Jahr 1862 abdeckt, hatte schon frühzeitig begonnen, vor bzw. neben der eigentlichen Editionsarbeit die gesamte erhaltene Korrespondenz in Form eines «Calendar of the Correspondence of Charles Darwin» (Cambridge 1985, 2nd ed., with Supplement 1994) zu erfassen, um den Darwin-Forschern vorab einen Überblick über die zu edierenden Briefe (insgesamt 14400) zu geben. Das vorliegende Buch basiert auf diesem ungemein nützlichen Werk und wurde angereichert um eine zweisprachige Einleitung, in der die beiden

Herausgeber ihre Intentionen darlegen und eine quantitative Auswertung der Briefe vornehmen.

Der Hauptgrund für diese separate Ausgabe ist der Umstand, dass Darwins Briefwechsel mit deutschen Naturforschern – gemeint sind hier deutschsprachige und auch in diesem Raum lebende ausländische Gelehrte – den mit Abstand grössten Teil seiner Korrespondenz mit dem europäischen Festland ausmacht: Knapp 1200 Schreiben sind überliefert, dagegen mit Franzosen etwas über 200, mit Schweizern ca. 160, die restlichen Länder sind mit durchgängig weniger als 100 Briefen stark unterrepräsentiert (S. XXXV, Abb. 1, leider ohne exakte Zahlenangaben). In ihrer Einleitung versuchen Junker und Richmond auch eine inhaltliche Analyse der Schreiben. Dabei ordnen sie zeitliche Höhepunkte im Briefwechsel bestimmten Ereignissen zu – etwa dem Erscheinen von Darwins Werken und ihren deutschen Übersetzungen. Darauf folgt die Diskussion der einzelnen Korrespondenten, die einen umfangreichen Briefwechsel (fünf oder mehr Schreiben) mit Darwin pflegten. Hier können die Verfasser nachweisen, dass diese – mit Ausnahme der drei Schweizer (Arnold Dodel, Oswald Heer, Ludwig Rütimeyer) – fast alle «aus den von Preussen dominierten Staaten nördlich des Mains» (S. XVII) kamen und (dies gilt auch für die Schweizer) protestantischen Elternhäusern entstammten.

Die Qualität dieses Bandes, in den sogar einige neue Brieffunde eingearbeitet werden konnten, wird leider erheblich getrübt, weil die Verfasser bei der Endredaktion und der Bearbeitung der Register nicht mit der nötigen Sorgfalt vorgegangen sind, was bei einem Werk, das im Grunde eine dritte Auflage darstellt, unverständlich ist. Das «Biographische Register und Korrespondentenregister» (S. 223–263), das die Briefpartner sowie die in den Briefen erwähnten Personen nachweisen soll, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als einigermassen unbrauchbar. Wem helfen Hinweise auf Goethe, Herder oder Kant, wenn bei den in den Briefen erwähnten Personen durchgängig auf den Verweis auf den jeweiligen Brief verzichtet wurde? Wem hilft die Nennung des Namens Paul Rohrbach (S. 252), wenn man weiterhin im «Calendar» nachschlagen muss, um zu erfahren, welchen Brief Darwin an ihn geschrieben hat, bevor man diesen auf S. 35 auffinden kann? Noch ärgerlicher ist es aber, wenn das Register auf einen Brief an die «Academia Caesarea» (die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina) Appetit macht, dieser aber in das Kalendarium – aus welchen Gründen auch immer – gar nicht aufgenommen wurde, so dass man ihn in der Gesamtedition (The Correspondence of Charles Darwin. Vol. 6, Cambridge 1990, S. 451) aufsuchen muss. Dies sind nur einzelne Zufallsfunde, die hoffentlich nicht für das gesamte Buch stehen. Zu bemängeln ist weiter, dass das Verzeichnis der Aufbewahrungsorte der Briefe (S. XL–XLIII) weder aktuell noch genau ist: Die «Deutsche Staatsbibliothek Berlin» und die «Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz Berlin» sind schon längst fusioniert, die blosse Angabe «Universität Leipzig» ist zu ungenau, um den Brief dort aufzufinden, zumal vielfach auf die Angabe der genauen Bibliothekssignaturen verzichtet wurde.

Kai Torsten Kanz, Halle/Saale

Kaminer, Isidor J.: **Psychiatrie im Nationalsozialismus. Das Philippshospital in Riedstadt (Hessen).** Frankfurt am Main, Mabuse-Verl., cop. 1996. 390 S. Ill. (Mabuse-Verlag, Wissenschaft; 31). DM 48.–; SFr. 44.50.–. ISBN 3-929106-32-9.

Schlag auf Schlag in fast übermässiger Fülle erschienen in den letzten Jahren ausführliche, wohldokumentierte Publikationen zur Sterilisation und Tötung von Geisteskranken in Hitlers Staat. Das vorliegende Buch will nicht nur die Tötungsmaschinerie beschreiben, sondern das allmähliche Eindringen der nationalsozialistischen Ideologie in die Psychiatrie dokumentieren. Der Autor hat zu diesem Zweck die Archive des Philippshospitals in Hessen, eines der ältesten psychiatrischen Spitäler Deutschlands, genau durchsucht. Sein Anliegen war, zu erforschen, ob und inwieweit dieses Spital an den unmenschlichen Vorgängen von 1933 bis 1945 beteiligt war. Obschon in diesem Spital offenbar nicht getötet wurde, kann er doch das Mitwissertum der damals leitenden Ärzte belegen. Im Gegensatz zu andern ähnlichen Publikationen werden die Verlegungen deutscher Geisteskranker nach Polen registriert, wo sie dann getötet wurden. Was den Leser berührt, ist die grosse persönliche Betroffenheit des Autors, der dieses Buch seinem jüdischen Grossvater widmet. In eindrücklicher Sprache verknüpft er die Vernichtung der deutschen Juden mit dem Schicksal der gemordeten Geisteskranken. Das ganze unsägliche Grauen dieser bestialischen Unmenschlichkeit wird lebendig. Schliesslich versucht der Verfasser aus seiner psychoanalytischen Position heraus, sich Gedanken zu den Hintergründen des Naziterrors zu machen. Insgesamt ein erschütterndes Buch.

Christian Müller, Bern

Karenberg, Axel: **Lernen am Bett der Kranken. Die frühen Universitätskliniken in Deutschland (1760–1840).** Hürtgenwald, Guido Pressler, 1997. 286 S. Ill. (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, 15). DM 160.–. ISBN 3-87646-081-6.

Schon lange lag es nahe, die Entwicklung des klinischen Unterrichtes und den damit verbundenen institutionellen Einrichtungen an den Universitäten in ihrer ganzen historischen Breite und Vielschichtigkeit darzustellen. Mit dem jetzt von Axel Karenberg vorgelegten Buch über «die frühen Universitätskliniken» wird erstmals ein ausgezeichnet fundierter Überblick über die erste grosse Epoche der klinischen Lehrstätten im deutschen und deutschsprachigen Raum gegeben. Als universitäre Institutionen, die in erster Linie für die medizinische Lehre und wissenschaftlichen Kontrollen des Krankheitsverlaufes dienten, blühten die Kliniken als eigenständige Gebäudetypen in der frühen Aufklärungszeit im 17. Jahrhundert auf.

Nach und nach entstand im Laufe der nächsten vier Jahrzehnte neben dem «Allgemeinen Krankenhaus» eine neue bauliche Ausformung der geschlossenen Krankenversorgung an den Hochschulen, die neben der Krankenpflege auch die Aufgaben der Lehre und Forschung in der Medizinerausbildung übernahm. Nach ersten selbständigen Kliniken in Halle an der Saale, Strassburg (Elsass) und Hannover entwickelte sich im österreichischen und süddeutschen Raum seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts der Unterricht am Krankenbett zu einer bald unverzichtbaren Ergänzung des bisherigen vorwiegend theoretisch ausgerichteten Medizinstudiums. In Preussen und in den deutschen Kleinstaaten gründete man wesentlich später, nach

1810, in der Spätphase des aufgeklärten Absolutismus, allmählich an allen Universitäten eigene Kliniken.

Bisher gab es über die verschiedenen historischen Entwicklungslinien und -stufen der Hochschulkliniken, die heute die anerkannte Avantgarde der modernen Hochleistungsmedizin darstellen, nur vereinzelte, weit verstreute Untersuchungen. Dem Kölner Medizinhistoriker Axel Karenberg kommt das grosse Verdienst zu, diesen bisher wenig bearbeiteten Bereich der Medizin- und Krankenhausgeschichte in einer sehr lehrreichen und lesenswerten Darstellung erschlossen zu haben. Nach einer kurzen Rückschau auf die Geschichte des medizinischen Unterrichts von der Antike bis ins Zeitalter des Barocks widmet er das erste Kapitel dem Beginn des «Bedside-Teaching» in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die ersten dazugehörigen baulichen Einrichtungen errichtete man als selbständige Universitätskliniken im deutschsprachigen Raum in Wien (1754), in Prag (1767), in Freiburg (1768) und in Würzburg (1769). Sehr detailliert wird diese erste Blütezeit des klinischen Unterrichts unter der Ägide Maria Theresias und ihres seit 1780 mitregierenden Sohnes Joseph II. beschrieben, deren Sozialreformen in ganz Europa bald nachgeahmt wurden. Die Entwicklung der neuen akademischen Kliniken, die daraufhin in den Universitätsstädten aller deutschen Fürstentümer von Jena (1779) bis Erlangen (1815) entstanden, werden anschaulich vorgestellt.

Als die preussischen Universitäten zu Beginn des 19. Jahrhunderts klinische Einrichtungen ins Leben riefen, war es anderswo schon selbstverständlich geworden, dass zur geregelten Medizinerausbildung auch der praktisch-klinische Unterricht in einem «Clinicum» gehörte. In Preussen holte man aber sehr bald auf, was sich besonders darin zeigt, wie man nach der Wiedereingliederung der linksrheinischen Gebiete nach dem Wiener Kongress in der neuen Universität Bonn 1818 sofort grosszügig angelegte Kliniken im Kurfürstlichen Schloss ausbaute. Eine Sonderentwicklung im preussischen Staat stellen die Medizinisch-chirurgischen Lehranstalten dar, die zur klinischen Ausbildung von Wundärzten konzipiert waren. So fasste man in Greifswald und in Breslau den klinischen Unterricht in eigenen Gebäudekomplexen solcher «Medizinisch-chirurgischen Lehranstalten» zusammen. Diese Kliniken wurden ebenso wie die leider nicht erwähnte Chirurgenschule in Münster, Westfalen, unter Carl Wilhelm Wutzer von der preussischen Verwaltung nach dem Vorbild der Pépinière (1795) in Berlin geschaffen. Die 1821 ins Leben gerufene Münsteraner Chirurgenschule gründete die Berliner Regierung, um wenigstens mit der Aufhebung der alten westfälischen medizinischen Fakultät zugunsten der Bonner Neugründung von 1818 die Ausbildung angehender Wundärzte für die westfälische Metropole zu erhalten. Diese Medizinisch-chirurgischen Lehranstalten überdauerten allerdings kaum dreissig Jahre, man hob alle drei Ostern 1849 wieder auf.

In seinem letzten Abschnitt befasst Karenberg sich mit den Gründungen der klinischen Einrichtungen in München (1825) und mit den neuen schweizerischen Kliniken in Zürich (1833) und Bern (1834). Der seit 1802 eingeführte klinische Unterricht an der Universität Landshut nahm mit der Verlegung der Universität nach München 1826 auch Einzug in das dortige Allgemeine Krankenhaus am Sendlinger Torplatz. Doch die räumliche Enge und hygienische Ausstattung der beiden dort beheimateten Kliniken für Chirurgie und Innere Medizin gab bald Anlass zu heftigen Klagen. Der Autor beschreibt auch die ersten Jahrzehnte des «Bedside-Teaching» an der 1833 gegründeten Universität Zürich und an der Berner Universität, die 1834 ins

Leben gerufen wurde. In Zürich errichtete man mit dem neuen Kantonsspital (1837–1842) einen für die damalige Zeit vorbildlich funktionalen Baukomplex für die beiden grossen klinischen Fächer. Dieses grosszügig eingerichtete Universitätskrankenhaus hatte mit seiner strukturellen Gliederung, Operationssälen und Nebenräumen besonders für Deutschland zwei Jahrzehnte Modellcharakter. So fand es beispielsweise seine direkte bauliche Nachahmung in dem zehn Jahre später vollendeten Allgemeinen Krankenhaus (1849–1851) in Bremen, dessen Gebäudeanlage sich bis heute erhalten hat.

Zieht man ein Fazit, so muss man sehr positiv herausstellen, dass die verschiedenen Voraussetzungen einzelner Kliniksgründungen, die ersten klinischen Unterrichtsankündigungen und die räumlichen Gegebenheiten mit grosser Sorgfalt anhand der Primärliteratur sowie mithilfe von Ansichten und Plänen anschaulich vor Augen geführt und detailreich dokumentiert werden. Ein ausführlicher Anhang mit Karten und Übersichten, eine Aufstellung der Kliniken nach ihren Gründungsjahren sowie eine umfassende Bibliographie runden diese Darstellung ausgezeichnet ab. Mit seiner breit gefächerten Untersuchung hat Axel Karenberg ein komplexes Stoffgebiet zum ersten Mal in seiner ganzen historischen Breite erschlossen, indem er die allgemeine Historie mit der Medizin- und Hospitalgeschichte geschickt verbindet. Darüberhinaus ist ebenso hervorzuheben, dass regionale Sonderentwicklungen in ihren wesentlichen Konturen aufgearbeitet werden, ohne dass der Autor sich dabei zu sehr in Einzelheiten verliert. Man kann dieses sorgfältig und ansprechend gestaltete Kompendium, das die Entwicklung des klinischen Unterrichts im deutschen Sprachraum über einen Zeitraum von etwa 150 Jahren von 1710 bis 1850 prägnant und informativ darstellt, vorbehaltlos empfehlen. Es liegt sicherlich damit ein medizinhistorisches Standardwerk vor, das für lange Zeit seine Gültigkeit behalten wird.

Axel Hinrich Murken, Aachen

Karrasch, Bertram: **Volksheilkundliche Laienverbände im Dritten Reich.** Stuttgart, Hippokrates, 1998. VII, 290 S. (Edition Forschung). DM 79.–; SFr. 72.–. ISBN 3-7773-1269-X. (Zugl. Diss. med. Heidelberg).

Die nationalsozialistischen Machthaber beabsichtigten nach 1933, alternative Heilverfahren deutlich aufzuwerten; es sollte eine «Neue Deutsche Heilkunde» entstehen. Dadurch gewannen medizinische Laienvereine und Laienheilkundige plötzlich stark an Bedeutung. Bertram Karrasch zeichnet nun in seiner Arbeit nach, wie sich die laienmedizinischen Verbände auf diese neue Politik einstellten. Drei Aspekte finden seine besondere Aufmerksamkeit. Erstens untersucht der Autor, wie die einzelnen Verbände auf die Machtergreifung reagierten. Es zeigt sich, dass Widerstand die Ausnahme war – oftmals schickten die Verbandsspitzen Anfang 1933 Ergebenheitsadressen an Adolf Hitler. Zweitens beschreibt Karrasch, wie sich die Gleichschaltung der Verbände auf deren Inhalte auswirkten. Dabei arbeitet der Autor heraus, dass die nationalsozialistische Gesundheitspolitik bei weitem nicht nur positive Auswirkungen auf die Verbände hatte. So wurde meist rigoros der Vorstand mit Parteimitgliedern neu besetzt. Ausserdem mussten manche Verbände in ihren Zielen deutlich zurückstecken und sich auf wenige, der offiziellen Gesundheitspolitik dien-

liche Themenbereiche beschränken. Drittens untersucht der Autor, welche Bedeutung die Verbände für die nationalsozialistische Gesundheitspolitik hatten. Es wird deutlich, dass die Arbeit der Verbände zunehmend als Erziehungsauftrag zu einer Lebensführung definiert wird, die Krankheit vorbeugt. Bertram Karrasch geht diesen Fragestellungen nach, indem er die Geschichte der elf Mitgliedsverbände der «Reichsarbeitsgemeinschaft der Verbände für naturgemässe Lebens- und Heilweise» einzeln untersucht. Ausserdem beschreibt er die übergeordneten Ziele und die Arbeitsweise dieser Arbeitsgemeinschaft, die bisher in der Literatur kaum thematisiert worden ist.

Insgesamt bietet die Arbeit einen hervorragenden Überblick über die Entwicklung der Verbände nach 1933. Wünschenswert wäre allerdings gewesen, dass der Autor stärker herausarbeitet, nach welchen medizinideologischen Kriterien die Nationalsozialisten ihre Sympathien verteilten: Warum wurden manche Verbände verboten, andere dagegen aufgewertet? Fraglich bleibt auch, ob die offiziellen Verbandszeitschriften als wichtigste Quelle Karraschs ein wirklichkeitsgetreues Bild der Stimmung in den Verbänden liefern.

Thomas Faltin, Oberriexingen (D)

Köhn, Michael: **Zahnärzte 1933–1945.** Berufsverbot, Emigration, Verfolgung. Berlin, Hentrich, cop. 1994. 204 S. Ill., Portr. (Reihe Deutsche Vergangenheit, 113). DM/SFr. 36.–. ISBN 3-89468-139-X.

Die Arbeit von Michael Köhn dokumentiert das Schicksal von 570 «nichtarischen» Berliner Zahnärzten und Zahnärztinnen während der Zeit des Nationalsozialismus. Über jeden Zahnarzt wird, soweit es anhand der vorhandenen Quellen möglich war, eine Kurzbiographie erstellt.

Die nationalsozialistische Ausschaltungspolitik gegenüber den jüdischen Zahnärzten bestand darin, dass ihre Praxen ab 1933 boykottiert wurden. Zugleich wurde ihnen 1933 die Zulassung zu den Krankenkassen entzogen. Ab 1939 wurden Juden nicht mehr zur Approbation zugelassen. Der Entzug der Kassenzulassung brachte vielen jüdischen Zahnärzten den wirtschaftlichen Untergang. Deshalb emigrierten viele nach England. Für die Berliner Zahnärzte, die nicht emigrieren konnten oder wollten, blieben zwei Schicksalswege: Ein kleiner Teil von ihnen überlebte als Zwangsarbeiter in Berlin. Der grössere Teil – Köhn konnte in seiner Untersuchung 100 Zahnärzte ermitteln – wurde in den Konzentrationslagern ermordet.

Die Abhandlung von Michael Köhn zeigt, dass 40 Prozent der seit 1930 in Berlin tätigen Zahnärzte durch die Nürnberger Gesetze zur Gruppe der Verfolgten gehörten.

Guido Sigron, Uster

Lucae, Christian: **Homöopathie an deutschsprachigen Universitäten. Die Bestrebungen zu ihrer Institutionalisierung von 1812 bis 1945.** Heidelberg, Haug, 1998. 288 S. Ill. (Quellen und Studien zur Homöopathiegeschichte, 4). DM 98.–; SFr. 89.–. ISBN 3-7760-1689-2.

Die letzten Jahre brachten einen bedeutenden Aufschwung der Homöopathiegeschichte. Es entstanden viele wichtige Arbeiten zur Biographik homöopathischer Ärzte, zu dem Widerstreit verschiedener Richtungen und Bewegungen, um nur einige Themen zu nennen. Die Krankengeschichten Hahnemanns erfahren eine wissenschaftliche Edition und werden auszugsweise einer Analyse unterzogen. Von den möglichen Aspekten der Forschung untersuchte der Autor das Schicksal der Homöopathie an den deutschsprachigen Universitäten. Mit viel Fleiss und Akribie durchforschte er Universitätsarchive, Korrespondenzen und medizinische Zeitschriften und gelangte auf diese Weise zu einer differenzierten und fundierten Darstellung seines Themas. Mit Wohlwollen der medizinischen Fakultät erreichte Samuel Hahnemann 1812 mühelos eine Dozentur an der Universität Leipzig, um aber alsbald, wie einst Paracelsus in Basel, durch sein ungeschicktes und taktloses Auftreten seine Gönner vor den Kopf zu stossen. Durch die zunehmend naturwissenschaftlich orientierte, zellular- und organpathologisch ausgerichtete Medizin wuchs gegen die Mitte des Jahrhunderts die Zahl der Kritiker. So werden die abschlägigen Aussagen Rudolf Virchows zur Homoöpathie ausführlich dargestellt. Die Frage, ob die Homöopathie zu einem universitären Lehrfach erhoben werden sollte, wurde an den verschiedenen Landtagen Deutschlands und in Ausschüssen immer wieder heftig diskutiert und zumeist abgelehnt. So war es ein kleines Wunder, dass vor allem durch das Betreiben des Direktors der chirurgischen Universitätsklinik August Bier schliesslich Ernst Bastanier 1928 an der Universität Berlin einen Lehrauftrag für Homöopathie erhielt. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten änderte sich die Situation für die Homöopathie schlagartig. Das Regime wollte durch die Integration der Volks- und Naturheilkunde zu einer «Neuen Deutschen Heilkunde» gelangen, worin auch die Homöopathie eine prominente Stelle erhalten sollte. Das Angebot einer Professur für Homöopathie lehnte der homöopathische Arzt und Internist Fritz Donner ab, da er sich nicht, in aus heutiger Sicht lobenswerter Weise, mit den Nationalsozialisten arrangieren wollte. In einem Exkurs legt der Autor die Situation im angloamerikanischen Raum dar. In den Vereinigten Staaten fiel die Homöopathie auf fruchtbaren Boden, da es kaum einschränkende Reglementierungen und Vorurteile gab. Nachdem es in den USA 1880 schon 14 homöopathische Colleges und um 1900 gegen 10 000 homöopathische Ärzte gegeben hatte, erlebte sie in den ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts einen jähen Fall, wofür der Autor die dahinter liegenden Gründe aufzuzeigen versucht. Die Ausführungen schliessen mit zahlreichen Kurzbiographien der vorkommenden Personen und einem ausführlichen Literaturverzeichnis. Dem Autor ist es gelungen, einen wichtigen Aspekt der Homöopathiegeschichte umfassend darzulegen. Die Kluft wird verständlich, die zweihundert Jahre lang Homöopathie und universitäre Medizin trennte.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Müller, Christian: **Wer hat die Geisteskranken von den Ketten befreit?** Skizzen zur Psychiatriegeschichte. Bonn, Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag, 1998. 304 S. DM/SFr. 44.–. ISBN 3-88414-285-2.

Das Buch enthält dreissig Arbeiten des Verfassers, die sich zu einem bunten Bild der Psychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert vereinigen. Besonderes Geschick beweist der Autor beim Auffinden verwischter Spuren: Sei es ein Kollegheft aus Griesingers Vorlesung von 1864, sei es ein Bericht des Psychoanalytikers Ph. Sarasin über die Einnahme Warschaus, sei es gar ein Text von General Wille, bei dem man Interesse für Geisteskranke kaum vermuten würde. Ein Kapitel gilt der Öffentlichkeit und ihren mannigfachen Reaktionen auf die Herausforderung der Geisteskrankheit, ein weiteres der Unterbringung und Versorgung der Geisteskranken: Es entstanden damals Anstalten in grosser Zahl; sie bedeuteten zunächst einen grossen Fortschritt, wurden dann aber zum Hindernis für die weiteren Reformen, wie sie von Griesinger vorgeschlagen wurden: ein Beispiel, wie die Geschichte Wohltat in Plage verwandelt, wenn man nicht aufpasst. Wie es in den Anstalten aussah, weiss man leider zu wenig, doch wurden jedenfalls seit etwa 1900 eifrig neue Behandlungen ausprobiert. Diese Therapien vermochten, wie gezeigt wird, alle nicht zu befriedigen. Um dieselbe Zeit wurde Freuds Psychoanalyse durch Eugen Bleuler und C. G. Jung in die Psychiatrie eingeführt. Dabei war der unmittelbare therapeutische Gewinn zwar nicht gross, doch wurden auch abstruse psychotische Symptome nun erstmals verständlich, was für viele Kranke eine Erleichterung bedeutete. Im Umfeld von E. Bleuler und C. G. Jung wurde Hermann Rorschach mit der Psychoanalyse vertraut. Die Autobiographien von Psychiatern sind eine weitere wichtige Quelle, wobei sogar ein flüchtiger Blick in die Anstaltswirklichkeit gelingt. – Die Beiträge sind sehr wirklichkeitsnah und klar geschrieben und eignen sich somit auch für einen weiteren Kreis von Lesern, die an historischen wie an aktuellen Problemen der Psychiatrie interessiert sind. – Der Band schliesst mit dem Schicksal der Rorschach-Protokolle aus dem Kriegsverbrecherprozess von 1945: eine Lektion über den Wert und Unwert psychiatrischen Handelns bei Menschheitskatastrophen.

Hans H. Walser, Zürich

Mürner, Christian: **Gebrandmarkte Gesichter. «Entartete Kunst» – Die Denunzierung der Bilder von psychisch Kranken, Behinderten und Künstlern.** Herzogenrath, Verl. Murken-Altrogge, 1997. 139 S. Ill. (Studien zur Medizin-, Kunst- und Literaturgeschichte, 39). DM 36.–. ISBN 3-921801-87-7.

Dieses schmale Büchlein ist gekennzeichnet durch die helle Empörung, welche dem Autor die Feder führt. Sein Anliegen ist berechtigt, verständlich und klar: Er wendet sich scharf gegen den Missbrauch des menschlichen Antlitzes als Träger einer Ideologie, gegen die Diskriminierung von Kranken im Porträt und gegen die Verunglimpfung der modernen Kunst. Eindrücklich ist die grosse Zahl von Literaturhinweisen, welche sich einerseits auf die Praxis der Physiognomik in der Psychiatrie, aber vor allem auf die unheilvolle Anwendung einer faschistischen Ästhetik beziehen. Leider wird die Freude an der Lektüre getrübt dadurch, dass der Verfasser wild zwischen den verschiedenen Zeitepochen hin und her pendelt, einmal einen Weygand

von 1924 aufs Korn nimmt und dann wieder ein Antiatomplakat von 1990. Er springt ohne rechten inneren Zusammenhang von der Hitler'schen Euthanasieaktion zu einem allzu ausführlichen anekdotischen Bericht über einen Vortrag, der 1901 in Rostock gehalten wurde.

Auch die Kapitelüberschriften helfen nicht weiter (z.B. «Entmenschlichung des andern. Expressionismus und Psychiatrie», oder aber «Atlas und Hirnbruch. Ideal und Gegenbild»). Das an sich echte Problem der Bewertung physiognomischer Versuche in Psychologie und Psychiatrie, dasjenige der «entarteten Kunst» in Hitlerdeutschland und ihrer Beziehungen zur «art brut» und vieles andere hätten eine ausgewogenere, sorgfältige und weniger emotionell bestimmte Aufarbeitung verdient. Es genügt nicht, viele auseinanderliegende Arbeiten zu verknüpfen, um dann auf «Versäumnisse in der Psychiatrie» zu schliessen. Schade für den Sammelaufwand des Autors und seine durchaus gerechtfertigte Entrüstung.

Christian Müller, Bern

Paul, Harry W.: **Science, vine, and wine in modern France.** Cambridge, Cambridge University Press, 1996. VII, 355 p. Ill. £ 45.–; $ 64.95. ISBN 0-521-49745-0.

Die Wissenschaft rettete den Weinbau und trug entscheidend zur Verbesserung der Weinqualität bei, aber dies war keineswegs ein linearer Prozess. So etwa liesse sich die Hauptthese dieser umfassenden Studie zum Verhältnis von Wissenschaft und Weinbau seit dem 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart zusammenfassen. Im nachhinein mag es uns vielleicht schwer verständlich sein, dass nach der Reblaus- und anderen schweren Pflanzenseuchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht gleich alle französischen Weinbauern auf die erfolgversprechende Methode umstiegen, ihren Weinberg durch das Aufpfropfen auf resistente amerikanische Weinstöcke zu retten, sondern manche mehrere Generationen warteten. Die Antwort liegt nach Paul in einem komplexen Verhältnis zwischen ökonomischen Motiven – der Zurückhaltung gegenüber nicht ausreichend abgesicherten Neuigkeiten, zumindest bei den kleineren Weinbauern –, der national motivierten Angst, die wertvollen französischen Rebstöcke zu verlieren und Geschmackseinbussen hinnehmen zu müssen, sowie der Skepsis gegenüber der Wissenschaft im allgemeinen und Laborergebnissen im besonderen. Die entstehende Önologie musste also viel Überzeugungsarbeit leisten, was sie im Verbund mit finanzkräftigeren Gutsbesitzern, den von ihnen dominierten Weinbauerngesellschaften und staatlich finanzierten Forschungsstellen tat. Stück für Stück belegte sie, dass beim Pfropfen keine Gefahr für die Qualität besteht, näherte sich den Ursachen der Pflanzenkrankheiten an, fand auch Reben für den besonders kalkhaltigen Boden des Cognac-Gebietes und konnte so die nacheinander von den verschiedenen Seuchen betroffenen Weinbaugebiete wiederherstellen und durch einen ersten «chemical war» mit Pflanzenschutzmitteln erhalten. Aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg erledigten sich die letzten beharrlichen Widerstände. Ebenfalls um Zeitschriften organisiert, diskutierten die Anhänger französischer Neuzüchtungen jeden Misserfolg und empfahlen Alternativmethoden wie das Fluten der Weinberge. Nach der Rettung der Weinstöcke wurde der Geschmack zum bevorzugten Forschungsgegenstand, so dass sich viele neue Arbeitsfelder für die Önologie auftaten. Auf der Basis bereits vorliegender französischer Einzeluntersuchungen sowie

eigener Archiv- und Literaturstudien gelingt Paul ein souveräner Überblick über die Entwicklung einer neuen Wissenschaft. Da er immer gleichzeitig die Zentren Montpellier und Bordeaux sowie den Nachzügler Dijon in den Blick nimmt, überwindet er die lokale Begrenztheit der bisherigen Untersuchungen. Die unterschiedlichen Forschungsorientierungen und Erfolge der Zentren stellt er in einen Zusammenhang mit der Organisation der Önologie in bestimmten «Mutterfakultäten» (Pharmazie in Montpellier, Agronomie und Biologie in Bordeaux) und ihrer mehr oder weniger pragmatischen Kooperation mit den Weinbauern und -gütern, ohne die Rolle einzelner innovativer Forscher(gruppen) zu vernachlässigen, bei denen Studienaufenthalte im Ausland (Deutschland, USA) oft wichtige Anstösse vermittelten. So kann er erklären, warum schliesslich das Bordelaiser Institut mit seinen Untersuchungen zu den Fermentationsprozessen (MLF), die einen Wein zum Spitzenwein machen, auch zum führenden Önologie-Institut in der Welt werden konnte. Insgesamt ein gelungenes Stück Sozialgeschichte der Wissenschaft.

Martin Dinges, Stuttgart

Peiffer, Jeanne; Dahan-Dalmedico, Amy: **Wege und Irrwege – eine Geschichte der Mathematik.** Basel, Boston, Berlin; Birkhäuser, 1994. XI, 352 S. Ill. SFr. 88.–. ISBN 3-7643-2561-5.

Ein überaus ansprechendes Buch, das man auch nach einer ausgiebigen ersten Lektüre manchmal wieder gerne zur Hand nehmen wird! Die beiden Autorinnen glauben – so schreiben sie im Vorwort –, dass es getragen und geprägt sei «durch die Begeisterung, mit der wir als Mathematikhistorikerinnen entdeckt haben, dass mathematische Begriffe und Theorien, die wir bisher als etwas starre Gleichgewichtsfiguren wahrgenommen hatten, eine oft lange und komplexe Entwicklung haben». Und sowohl diese Begeisterung als auch der angedeutete Sachverhalt sind tatsächlich in jedem der acht Kapitel spürbar: Zunächst wird die Entwicklung der Mathematik von den ältesten Kulturen bis ins 19. Jahrhundert hinein im Zusammenhang mit der kulturhistorischen Entwicklung in ihren wichtigsten Zügen kurz, doch trotzdem sehr verständlich dargestellt. Wohltuend fällt auf, dass in diesem Kapitel auch mit alten und immer wieder kopierten Klischeevorstellungen aufgeräumt wird – so z.B. mit jener vom Mittelalter als einer «homogenen Zeit der Finsternis». – Es folgen dann die weiteren Kapitel mit den Überschriften: Ein Moment der Rationalität: Griechenland – Die Entstehung der klassischen Algebra – Figuren, Räume und Geometrien – Der Grenzwert: Vom Undenkbaren zum Begriff – Der Funktionsbegriff und die Entwicklung der Analysis – Im Schnittpunkt von Algebra, Analysis und Geometrie; die komplexen Zahlen – Neue Objekte, neue Gesetze und die Entstehung der algebraischen Strukturen.

Die einzelnen Kapitel sind weitgehend auch für sich allein lesbar. Wo es irgendwie möglich ist, wird nicht nur beschrieben, sondern im Text auch an geschickt gewählten Beispielen ganz konkret erläutert, um was es geht. Besondere Einblicke in die Entwicklung der einzelnen Disziplinen gestatten dann aber die zahlreichen zusätzlichen Texte und Figuren, die jeweils in einem Kasten zusammengefasst sind: Sie illustrieren, vermitteln oft Partien aus der Originalliteratur und präzisieren, wenn notwendig und möglich, die laufenden Ausführungen. Sie machen damit das Buch auch zu einer Art «Lesebuch».

Selbstverständlich mussten die Autorinnen eine Auswahl treffen; sie wollten offensichtlich kein Nachschlagewerk schreiben. Ihre Auswahl haben sie im wesentlichen aus den klassischen Gebieten der reinen Mathematik getroffen, also aus Geometrie, Algebra, Arithmetik und Analysis. Sie sind dabei jedoch keineswegs nur an der Oberfläche geblieben; ihre exakten Ausführungen gehen in die Tiefe, obwohl sie offensichtlich nicht nur den Fachmathematiker, sondern einen «weiteren mathematisch gebildeten Kreis» ansprechen wollten. Dies ist ihnen vorzüglich gelungen. – Klaus Volkert hat den Text aus dem Französischen sachgemäss und sehr lesbar ins Deutsche übertragen. Die Originalausgabe ist 1986 unter dem Titel «Une histoire des mathématiques. Routes et dédales» erschienen; die vorliegende deutschsprachige Ausgabe bereits 1994 – weder die Redaktion noch der Rezensent sind schuld, dass die Besprechung nun so spät erfolgt.

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Radkau, Joachim: **Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler.** München/Wien, Hanser, 1998. 551 S. DM 68.–; SFr. 62.50. ISBN 3-446-19310-3.

Joachim Radkau, Professor für neuere Geschichte an der Universität Bielefeld, beschäftigt sich in seinem voluminösen Werk mit Deutschland zwischen 1880 und 1914, einem Zeitabschnitt, den er als Epoche von Leidensdruck, Sinnsuche und Krieg charakterisiert. Seine These lässt sich vereinfachend in der Formel zusammenfassen: Die Nervosität, «ein kulturelles Konstrukt und zugleich eine Leidenserfahrung», erklärt letztlich die Ausformung einer Gesellschaft, die den Ersten Weltkrieg herbeiführte. Nicht politische Ereignisse und Einzelpersonen, sondern das subjektive Empfinden der grossen Menge soll den Verlauf der Geschichte erklären. Dieser Ansatz ist bemerkenswert und kam in letzter Zeit auch schon verschiedentlich zur Anwendung. Insbesondere die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, die bis heute nicht zufriedenstellend erklärt werden kann, drängt auf die wissenschaftliche Aufarbeitung der ihr zugrunde liegenden Gefühlswelt. Radkau gelingt es, ein Stimmungsbild des wilhelminischen Deutschland zu entwerfen. Dabei bringt er die unterschiedlichsten Entwicklungen und Phänomene dieser Epoche zur Sprache, so die vom Industriezeitalter begünstigte Beschleunigung des Alltags und die Debatte um die Auswirkungen auf die menschliche Psyche, die psychische Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft um 1900 mit ihrem Hang zur nervösen Selbstbeobachtung, aber auch politisch brisante Phänomene wie den bisher wenig beachteten Englandhass der Deutschen oder ihre Einstellung zum Krieg. Medizinhistorische Themen wie die Entwicklung psychiatrischer Anstalten, die Abgrenzung der beiden Fachbereiche Psychiatrie und Neurologie oder die Normierung der Sexualität greift der Autor ebenfalls auf und bezieht sie in seine «Archäologie der Nervosität» mit ein.

Um aber einen derart unsicheren Pfad, wie ihn die Erforschung von historischen Gefühlssituationen darstellt, begehbar zu machen, wäre es unabdingbar gewesen, die ganze Arbeit inhaltlich logisch aufzubauen und streng systematisch zu gliedern. Diese Ordnung fehlt weitgehend, möglicherweise sogar willentlich, da der Autor einen «teutonisch-maskulinen Denkstil» vermeiden wollte (S. 470). Erschwerend kommt hinzu, dass die Anmerkungen häufig ganze Absätze betreffen, wodurch die einzelne Aussage dem entsprechenden Quellenverweis nicht eindeutig zuzuordnen ist. Häu-

fig undurchschaubar, stellenweise sogar widersprüchlich, ist sein Argumentationsgang.

Als Beleg, dass die Nervosität erst im 19. Jahrhundert aufkomme, führt Radkau mehrere Zitate aus dem 18. Jahrhundert an, die eher das Gegenteil aufzeigen. Um seine These dennoch aufrecht erhalten zu können, bietet er gleich verschiedene Erklärungen an. Die erste Variante lautet: Die Nervosität habe es zwar bereits gegeben, aber man habe noch keinen eigenen Begriff dafür gekannt, was gegen eine überhaupt erwähnenswerte Verbreitung spreche (S. 34 und 39). Als nächste Variante folgt: Man dürfe sich von Begriffen wie «Nervosität» nicht täuschen lassen, da man um 1800 etwas anderes darunter verstanden habe (S. 38). Also gab es den Begriff doch. Die dritte Variante beinhaltet die These: Zwar habe es schon ähnliches wie die spätere Nervosität gegeben, aber das Belegmaterial im 18. Jahrhundert sei weniger umfangreich und daher nicht aussagekräftig (S. 36). Einerseits bestätigt Radkau damit nochmals, dass die Nervosität zumindest in vergleichbarer Form bereits im 18. Jahrhundert bestand. Andererseits führt er die allgemein bekannte Tatsache, dass aus früheren Zeiten normalerweise weniger Belege vorhanden sind, hier als Beweis für die geringe Präsenz des untersuchten Phänomens an.

Radkau zerrt den Leser über jeden Widerspruch hinweg. Seine Hauptthese, dass der Nervendiskurs ein «Ursprung der deutschen Katastrophe» sei, wobei er unter dieser Katastrophe sowohl den Ersten Weltkrieg wie die «NS-Mentalität» versteht (S. 426), soll nicht diskutiert, sondern geglaubt werden. Die Entstehung dieser Nervosität, immerhin ein zentrales Thema, ändert sich allerdings innerhalb des Buches: Ist am Anfang noch vorwiegend vom Kausalzusammenhang zwischen Kapitalismus und Nervosität die Rede, so verlagert sich die Betonung in den folgenden Kapiteln auf die medizinisch-psychologische Seite hin. Diese Umgewichtung wird nicht thematisiert, und erst im Nachwort steht, dass der Autor den Schlüssel zur Neurasthenie lieber in der Technikgeschichte als in der Libido gefunden hätte, was aber anhand der Quellenbefunde nicht möglich gewesen sei. Das ist zwar erfreulich offen, tröstet aber kaum darüber hinweg, dass der Autor sein Buch nach dieser Entdeckung offenbar nicht nochmals überarbeitet hat. Radkaus Quellen erstrecken sich vom Tagebuch seines Grossvaters über Krankenakten bis hin zu medizinischen Lehrbüchern, um nur einen Teil des reichhaltigen Materials zu erwähnen. Dennoch arbeitet er mit Zufallsfunden, wie er selbst zugibt (S. 469). Zudem bringt er diese Dokumente zu der im voraus festgelegten Theorie häufig kaum in Beziehung. Seine oberflächliche Auswertung emotionaler Aussagen von Neurasthenikern rechtfertigt Radkau, indem er die grosse Masse der Neurastheniker, einer Aussage Freuds folgend, als «Aktualneurotiker» bezeichnet, die für die Psychoanalytiker nicht interessant seien. Aus dieser auf die Psychoanalyse bezogenen Äusserung leitet Radkau die seltsame Legitimation ab, dass sich der Historiker «wie er gewohnt ist» an die Worte halten dürfe und nicht genötigt sei, «die Wahrheit tief unter der Oberfläche der Worte zu suchen» (S. 83). Radkau hat sich möglicherweise auch über die Krankenakten hinaus an diese Devise gehalten. Jedenfalls scheint er alles, was in irgendeinem Zusammenhang das Wort Nervosität nennt, gesammelt zu haben und nun präsentieren zu wollen, unabhängig davon, dass der Begriff ganz unterschiedliche Inhalte annehmen kann. Erst auf den letzten Seiten (S. 462) fügt Radkau ein «Dreieinigkeitsbild» der Nervosität an, ein Modell, das er nicht systematisch aus den Quellen entwickelt und an dieser Stelle auch nicht mehr auf die Quellen anwenden kann.

Die politischen Auswirkungen dieser festgestellen Nervosität hätten ebenfalls einer genaueren Analyse bedurft. Es bleibt unklar, wieso gerade in Deutschland die Nervosität «ob nun durch Sexualitätskonzepte oder durch den Kapitalismus begünstigt» zum Ersten Weltkrieg geführt haben soll. Wieso lösten andere Länder, in denen der Nervositätsdiskurs ebenfalls herrschte, keinen Weltkrieg aus? Radkau behandelt diese Frage methodisch und sachlich völlig unzureichend und nur auf Frankreich und England bezogen. Wieso kam es beispielsweise in der Schweiz nicht zum Weltkrieg, wenn doch ein ansehnlicher Teil der von ihm angeführten Neurastheniker wie auch der am Nervositätsdiskurs Beteiligten Schweizer waren?

Der Sturzbach angedachter Ideen, oft mit Ausrufezeichen versehen, verunmöglicht, dass man dem einzelnen Gedanken in Ruhe folgen kann. Die Lektüre macht nervös. Einiges löst allerdings auch Kopfschütteln aus, zum Beispiel die Behauptung, die Nervosität sei zu einer Zeit zur neuen Seuche geworden, «als die Angst vor den echten Epidemien in Deutschland immer mehr verschwand». Immerhin begann in den 1880er Jahren der steile Aufstieg der Bakteriologie, die Keime als Gefahrenquelle entdeckte, und die ersten einigermassen zuverlässigen Statistiken über die beträchtliche Opferbilanz ansteckender Krankheiten wurden einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Der Beziehung zwischen Deutschen und Juden (vermutlich meint er nichtjüdische und jüdische Deutsche) widmet Radkau ein eigenes Unterkapitel. Juden hätten als Ursprung und Verkörperung der modernen Nervosität gewirkt, schreibt Radkau (S. 330), und ergänzt: «Viele Juden akzeptierten die Nervosität als Wesenszug ihrer selbst.» (S. 332). Über diesen vielleicht nur etwas unglücklich formulierten Bezug hinaus, bei dem er Fremd- und Autostereotype als Fakten interpretiert, betrachtet er die Entstehung des modernen Antisemitismus ganz allgemein als Folgeerscheinung der Nervositätsdebatte, die er der Studie Goldhagens, ohne weiter darauf einzugehen, pauschal entgegenhält. Ungeheuer naiv – wenn man dem Autor keine Absicht unterstellen will – wirkt dabei die Darstellung Hitlers, der angeblich lediglich einen Neurasthenieverdacht von sich weisen wollte. Radkau schreibt, dass «die antijüdischen Massnahmen, durch die er sich zum Angriffsziel der liberalen Weltöffentlichkeit machte, für ihn ein Mittel waren, Nervenstärke zu demonstrieren» (S. 451).

So eindrücklich die Schilderung des nervösen Zeitalter auch sein mag, so wenig gelingt es Radkau, seine bedenkenswerte These überzeugend darzulegen.

Iris Ritzmann, Stuttgart

Ritzmann, Iris: **Hausordnung und Liegekur. Vom Volkssanatorium zur Spezialklinik: 100 Jahre Zürcher Höhenklinik Wald.** Zürich, Chronos, 1998. 216 S. Ill. u. Farbtaf. SFr. 38.–. ISBN 3-905312-79-4.

Die Publikation hat den Charakter einer Festschrift: Aus Anlass des 100jährigen Bestehens der Höhenklinik Wald, eines der ersten Volkssanatorien für Tuberkulosepatienten in der Schweiz, wird die bewegte Geschichte dieser Heilstätte nachgezeichnet. Abgesehen von dem einleitenden Kapitel, das sich mit der Krankheit Tuberkulose im ausgehenden 19. Jahrhundert, ihrer geographischen sowie sozialspezifischen Verbreitung befasst, sind die Hauptkapitel des Buches folgerichtig an

der Chronologie der Klinik ausgerichtet. Auf der Grundlage einer intensiven Auswertung der Jahresberichte der Zürcher Höhenklinik Wald und diverser Protokollbücher spannt die Darstellung einen Bogen vom Auf- und Ausbau des Sanatoriums, der Erweiterung durch Ankauf angrenzender Liegenschaften und Neubauten zur Aufnahme von Kindern sowie zur Pflege schwerkranker Patienten über die umfangreichen Umbaumassnahmen in den ausgehenden 1940er Jahren bis hin zur notwendigen Umorientierung ab den 1960er/70er Jahren zu einer Mehrzweckklinik, die sich heute in die vier Spezialabteilungen «Pneumologie», «Innere Medizin und Orthopädische Rehabilitation», «Kardiologie» und «Neurorehabilitation» aufteilt und eine Kapazität von 144 Spitalbetten bereithält. Dabei wird das Ausmass der Abhängigkeit des Sanatoriumsbetriebs von externen wirtschaftlich-sozialen wie politischen Faktoren sowie der medizinischen Entwicklung deutlich: Solange die objektive und subjektiv empfundene Bedrohung durch die Tuberkulose andauerte – und das tat sie bis in die späten 1940er Jahre, als mit der Verfügbarkeit über die ersten Tuberkulostatika eine wirksame Therapie möglich wurde, verbunden mit Bildschirmüberwachung und Impfung als vorbeugenden Massnahmen –, war das Spendenaufkommen als ein wichtiger Beitrag zur Finanzierung gesichert. Dann jedoch verschärfte sich der Legitimationsdruck auf die Sanatorien zusehends.

Daneben bietet die Darstellung Einblicke in den Kliniksalltag, illustriert zudem durch reichhaltiges Bildmaterial. Der Leser wird über eine Fülle von Details informiert, die bis zu Löhnen und Arbeitszeitregelungen des Personals reicht. Damit löst die Verfasserin weitgehend ein, was sie eingangs verspricht, nämlich die Geschichte der Höhenklinik Wald «hauptsächlich von innen, aus der Sicht der beteiligten Personen» (9), darzustellen. Die Perspektive der Patienten wird etwa in Form eines Interviews mit einem ehemaligen Insassen einzufangen versucht. Langzeitpatienten, damit in einer finanziell und sozial schwierigen Situation und von ihrem familiären Umfeld weitgehend isoliert, bildeten eine Schicksalsgemeinschaft, deren Mitglieder sich in ganz unterschiedlicher physischer und mentaler Verfassung befanden – das musste ein Konfliktpotential erzeugen – eine Seite der Innenansicht, die genauer zu beleuchten zu wünschen wäre, wozu das verfügbare Quellenmaterial aber wohl nicht ausreichte.

Die Arbeit kann sich an dem eingangs formulierten Anspruch, «ein historisch wie medizinisch wissenschaftlich kompetentes Fachbuch in allgemeinverständlichem Stil zu verfassen» (9), wohl messen lassen; allerdings werden weitergehende Informationen, etwa zur Frage eigener Forschungstätigkeit in der Heilstätte vor 1960, und Erläuterungen insbesondere zu den fachlich-medizinischen Sachverhalten, Therapiemodellen und deren Wandel, die ja die Grundlage der Massnahmen und Anwendungen in der Heilstätte bildeten, vermisst. Diese hätten im Anmerkungsteil Platz finden können, ohne die flüssige Darstellung zu stören.

Irmtraut Sahmland, Giessen

Rutten, A. M. G.: **Ondergang in bedwelming. Drugs en giften in het West-Romeinse Rijk.** Rotterdam, Erasmus, 1997. 119 p. Ill. Hfl. 42.50. ISBN 90-5235-118-X.

A l'heure où les drogues des sorcières, certaines solanacées tout particulièrement, font leur réapparition dans le monde occidental, causant même ici et là des décès, il n'était pas inutile de souligner la pérennité de leur emploi. A. Rutten, historien de la pharmacie aux Pays-Bas, s'attache à retracer l'emploi des produits stupéfiants, de ceux

qui modifient l'état de conscience et des poisons dans l'Empire Romain. S'appuyant sur un riche matériel bibliographique, l'auteur étudie l'usage de nombreuses substances, comme l'opium, bien sûr, mais aussi les solanacées comme la jusquiame, la belladone, la stramoine et la mandragore, sans oublier les produits vénéneux comme l'aconit ou le conium. Ces drogues, à Rome, pendant le moyen âge et la Renaissance, et jusqu'à aujourd'hui, figurent à la croisée de la pharmacopée officielle, de la matière médicale traditionnelle, thérapeutique, et du monde de l'interdit, de la subversion, de la criminalité ...

Des illustrations bien choisies, plusieurs annexes et un index augmentent la valeur de cet ouvrage, écrit et conçu avec intelligence.

François Ledermann, Berne

Sandermann Olsen, Sven-Erik: **Bibliographia discipuli Linnæi. – Bibliographies of the 331 pupils of Linnæus.** Copenhagen, 1997. 457 p. (Bibliotheca Linnæana Danica). Dkr. 400.–. ISBN 87-986457-0-6.

Die beeindruckende internationale Ausstrahlung der durch Carl von Linné (1707–1778) in seinem «Systema naturae» (1735) eingeführten binären Nomenklatur für Pflanzen, Tiere und Mineralien geht zu einem nicht unerheblichen Teil auf seinen grossen Schülerkreis zurück, der, vom Studium im schwedischen Uppsala zurückgekehrt, zur Verbreitung des Linnéischen Gedankenguts beitrug.

Die vorliegende Bibliographie der Werke der 331 Schüler Linnés dokumentiert dieses Kapitel der Wissenschaftsgeschichte erstmalig in seiner ganzen Breite. Zu den bekanntesten Linné-Jüngern gehören der Naturhistoriker und Technologe Johann Beckmann in Göttingen, der Zoologe Paul Dietrich Giesecke in Hamburg, der Erlanger Zoologe Johann Christian Daniel Schreber sowie der schwedische Arzt und Botaniker Johann Andreas Murray, der als Professor in Göttingen wirkte. Als einziger Schweizer ist der Botaniker Friedrich Ehrhart verzeichnet (S. 110f.), der freilich nach seiner Studienzeit in Uppsala (1773–76) den Botanischen Garten in Herrenhausen bei Hannover leitete.

Der Band enthält jeweils (in alphabetischer Reihung) Kurzbiographien der einzelnen Personen, worauf ihre medizinisch-naturwissenschaftlichen Publikationen (Monographien und Aufsätze) folgen, ergänzt durch Hinweise auf Sekundärliteratur. Mit den beiden Grundtugenden einer Bibliographie – Vollständigkeit und Genauigkeit der Titelaufnahme – hat es der Bearbeiter jedoch nicht so eng genommen: Bei Monographien fehlt häufig der Druckort (die Verlagsangabe sowieso), bei Zeitschriftenaufsätzen sind meist keine Seitenzahlen angegeben, und selbst bei den in deutschen Journalen in Übersetzung gedruckten Arbeiten der schwedischen Naturforscher ist der Titel häufig in schwedischer Sprache wiedergegeben. Hier wurden offenbar teilweise Daten aus älteren unzuverlässigen Bibliographien übernommen, statt die Titel autopsiert. Schliesslich begnügt sich der Verfasser bei der Sekundärliteratur häufig mit dem Verweis auf botanische Standardbibliographien (wie Krok, Pritzel, Stafleu/Cowan), die ein solches Werk wie das vorliegende in dieser Hinsicht eigentlich übertreffen sollte.

Vollkommen verzichtet hat der Bearbeiter auf eine Diskussion der Ergebnisse, etwa der Frage, welche Bedeutung einzelne Schüler Linnés für die Verbreitung von

dessen Gedanken spielten, inwieweit diese nach ihrer Studienzeit mit ihrem Lehrer brieflichen Kontakt unterhielten, oder welche Wissenschaftssprachen für solche Transferprozesse entscheidend waren – nimmt man die zahlreichen Übersetzungen, die die Bibliographie anführt, als Massstab. Angesichts des völligen Verzichts auf wissenschaftshistorische Reflexionen und den angeführten Mängeln im bibliographischen Teil ist der Gewinn, den die Forschung aus diesem Band ziehen kann, doch recht bescheiden.

Kai Torsten Kanz, Halle/Saale

Schlich, Thomas: **Die Erfindung der Organtransplantation.** Erfolge und Scheitern des chirurgischen Organersatzes (1880–1930). Frankfurt, New York, Campus, 1998. 390 S. DM 68.–; SFr. 64.–. ISBN 3-593-35940-5.

Der Rezensent stolpert zuerst über den Titel des Buches. Obwohl der Autor in der Einleitung die Verwendung des Begriffs «Erfindung» wortreich begründet, wäre das bescheidenere Wort «Entwicklung» eher angemessen. Auch das «Scheitern» des «chirurgischen Organersatzes» von 1880 bis 1930 lässt an ein Scheitern beim Menschen denken, was für Gewebetransplantationen zwar zutrifft, währenddem Organtransplantationen in jener Zeit praktisch ausschliesslich bei Versuchstieren durchgeführt und misslungen sind. Der Inhalt des Buches hingegen hält der Kritik stand; es handelt sich um eine umfangreiche, die Literatur der behandelten 50 Jahre praktisch lückenlos erfassende, sehr gewissenhafte und alle Aussagen dokumentierende Zusammenstellung der Transplantationsgeschichte. Es ist kein flüssiger, rasch und mühelos zu lesender Text, sondern eher eine kompendiumartige Dokumentation von Entwicklungen und Ansichtenwandlungen der Allotransplantation, wobei die Autotransplantation und die Xenotransplantation nicht ganz vernachlässigt werden. Gewisse Wiederholungen sind im Interesse der inhaltlichen Geschlossenheit der Unterkapitel gerechtfertigt. Summa sumarum eine Fundgrube für alles, was sich zwischen den Jahren 1880 und 1930 unter dem Titel Transplantation zugetragen hat.

Felix Largiadèr, Zürich

Shamdasani, Sonu: **Cult fictions. C. G. Jung and the founding of analytical psychology**. London, Routledge, 1998. X, 121 p. £ 35.–; $ 60.–. ISBN 0-415-18613-7.

Carl Gustav Jung voulut-il être le «Christ aryen» d'un culte néo-païen (sa propre «psychologie analytique») ancré dans un contexte germanique et *völkisch,* et dont les célébrants étaient des bourgeois adorateurs du soleil nourris de mystères antiques, d'hermétisme et d'alchimie? Oui, selon deux ouvrages de Richard Noll, *The Jung Cult* (1994) et *The Aryan Christ* (1997). Non, selon *Cult Fictions,* où Sonu Shamdasani réfute de manière convaincante les thèses de Noll. Autant celles-ci exploitent habilement le goût pour le sensationnel qui anime encore une partie de l'historiographie de la psychanalyse, autant la démonstration de Shamdasani relève d'une tradition savante inaugurée dans les années 1970 par les études sur la «découverte de l'inconscient» du psychiatre et historien suisse Henri Ellenberger (cf. notre «A la découverte d'Henri Ellenberger», *Gesnerus,* 51, 1994, 288–293).

Dans *Cult Fictions,* Sonu Shamdasani suit deux fils conducteurs. Le premier est la distinction entre la volonté de Jung et celle de certains de ses disciples. Depuis au moins les procédés du magnétisme animal, les psychologies et les psychothérapies dynamiques ont souvent manifesté une tendence à devenir des mouvements à apparence religieuse et à structure ecclésiale, avec le fondateur comme héros et maître absolu, les disciples comme apôtres d'une vérité définitive, les dissidents comme victimes de persécution et d'ostracisme, et toute une série de cultes et de rites comme instruments de contrôle de l'orthodoxie. Au vingtième siècle, la constitution première du mouvement psychanalytique fournit le prototype d'une telle tendance; de Freud à Lacan, l'histoire de la psychanalyse en donne aussi l'illustration la plus extrême. Si la psychologie analytique junguienne n'échappe pas à une telle tendance, c'est, comme le démontre Shamdasani, davantage le fait de certains disciples zelés que de la volonté de Jung lui-même.

Le deuxième fil conducteur de *Cult Fictions* (fortement rattaché au premier) est l'analyse d'un manuscrit conservé à Boston et concernant la formation d'une «collectivité analytique». L'attribuant à Jung, Noll considère ce texte comme la conférence inaugurale du culte, faite par le Christ aryen lui-même lors de la fondation du Club Psychologique de Zurich en 1916. Une telle attribution étant cruciale pour l'argument de Noll, Shamdasani étudie le contexte de l'établissement du Club, sa structure sociale, son fonctionnement, ses buts et ses acteurs, et arrive à la conclusion (désormais incontestable dans les limites du travail historique), que le texte en question n'est pas de Carl Gustav Jung et ne peut en aucun cas être considéré comme l'acte de naissance d'un culte junguien (ni d'ailleurs d'aucun autre). L'auteur le plus probable est Maria Moltzer, assistante de Jung, à qui l'on doit par ailleurs une importante analyse de la relation entre l'école de Zurich et le Club Psychologique; les deux manuscrits son publiés comme Appendices de *Cult Fictions.*

Il n'est pas question de refaire ici la démonstration complexe et détaillée que Sonu Shamdasani élabore avec une connaissance profonde des contextes et une maîtrise parfaite des sources manuscrites et imprimées. Ses conclusions seules sont à souligner.

Loin de révéler le noyau ésotérique de la psychologie analytique junguienne, le texte sur la collectivité analytique et l'histoire du Club Psychologique de Zurich mettent à jour la distance qui sépare les intentions de Jung de celles de certains de ses disciples, et pointent vers le développment d'idées et de pratiques étrangères à l'idée que Jung lui-même se faisait de son entreprise intellectuelle. Si Carl Gustav Jung s'est intéressé aux processus de la formation des cultes, ce fut précisément pour s'opposer, en bon protestant de son époque et de son milieu, en fidèle élève du Genevois Théodore Flournoy également, à la mentalité idolâtre et à la paresse mentale qu'il estimait être inhérente au rôle de disciple d'un prophète.

Entièrement axé sur la réfutation des thèses de Richard Noll, *Cult Fictions* souffre de rester excessivement inscrit dans la polémique, diffusant par là les thèses qu'il réfute avec succès. Le lecteur peu avide de controverses jungo-junguiennes en sortira lassé de voir le nom de Noll apparaître à chaque page et frustré de ne pas avoir été amené à des vues plus larges (par exemple sur le rapport de Jung à la religion et au religieux). Mais c'est là en grande partie une question de circonstance, une tentative de remettre à leur place les louanges dont ont été l'objet les travaux de Noll de la part de chercheurs distingués, et de dévoiler ainsi les biais qui animent l'assimila-

tion de la nouvelle historiographie sur Jung dans le cadre de l'histoire professionnelle de la psychiatrie et de la psychanalyse.

Quant au fond, *Cult Fictions* est une lecture passionnante pour tous ceux qui s'intéressent à l'histoire de la «découverte de l'inconscient» dans une perspective non-Freudocentrique, et particulièrement pour ceux qui tentent d'appréhender le rôle de la Suisse dans l'histoire de la psychologie dynamique. Au-delà de sa contribution à l'étude de la vie et de l'œuvre de Carl Gustav Jung et de la psychologie analytique, le livre de Sonu Shamdasani est une brillante leçon de méthode, une preuve de la nécessité de mettre tout texte dans son contexte, de tenir compte des intentions des auteurs dans le cadre de leur développement, de ne pas donner à une œuvre vaste des limites que son créateur aurait récusées, et de ne pas céder à la tentation du sensationnel qui guette le chercheur sur les chemins de l'histoire de la psychologie.

Fernando Vidal, Genève

Shorter, Edward: **A history of psychiatry. From the era of the asylum to the age of Prozac.** New York, Wiley, 1997. XII, 436 p. Ill., Portr. $ 30.–. ISBN 0-471-15749-X.

Shorter motivates his "A history of psychiatry" with the assertion that earlier books (e.g. Ackerknecht's "A short history of psychiatry") had been written at a time when psycho-analysis and psychotherapy dominated the scene. Currently not only a second period of biological psychiatry is added to that, but also the interpretation of earlier facts and views has changed dramatically. Freudian theories are melting like snow, and genetics, neurophysiology and cognitive neuropsychiatry are acceptable or even preferred approaches for the study of psychiatric symptoms as is psychopharmacology for their treatment. Shorter's history is "split up" in some seven, partially overlapping episodes: "prehistory", the founding of asylums, the first biological psychiatry, the rise of "nervous disorders" in otherwise healthy people (in particular young middle class women) and "kuuroord", psychoanalysis, the attempts at medical treatments (insulin shock, electroconvulsive therapy, lobotomy) and finally the second biological psychiatry, triggered by the discoveries of neurotransmitters and stimulated by the parmaceutical industry.

Shorter's book has several distinct features:

- differences in developments in France, Germany, England and America are emphasized and put into the context of scientific organization and social political situation in these countries;
- the history combines the stories of the great men, theories, institutes and instruments or treatment methods;
- it is very well documented, but most of the details and references are "hidden" in over 1200 footnotes at the end.

The book is not just an update for "outdated" histories, but it may also act as antidote against the images, created and widely spread in society by Foucault and followers, of the negative effects of the medical men in psychiatry. Shorters views are outspoken. If he paints a picture, it is certainly expressionistic, with sharp and clear lines. Given that Shorter's history was told in 350 pages (in the Dutch version I read) it is obvious that many details had to be left out or abandoned to the footnotes. Some

readers, in particular adherents of the psychoanalytic approach, may find the picture crude, unsophisticated. Others, like me, will enjoy the clear images that arise from the pages and the great feel for the national differences and the contextual pressures on the field itself. A history of psychiatry, told by a biologically oriented scientist, clearly adds something to the familiar story. Shorter's book is informative, entertaining and stimulating.

Paul Eling, Nijmegen

Smith, Pamela H.: **The business of alchemy. Science and culture in the Holy Roman Empire.** Princeton, Princeton University Press, 1994. XII, 308 p. Ill. $ 45.–; £ 30.–. ISBN 0-691-05691-9.

Wie es vom Titel her nicht zu vermuten wäre, handelt es sich bei diesem Werk um eine Biographie des Universalgenies Johann Joachim Becher (1635–1682). Den Rahmen einer üblichen Lebensbeschreibung sprengend, gelingt es jedoch der Autorin, das rein Biographische exemplarisch in die Schilderung einer ganzen Epoche einzubetten. Das ausgehende 17. Jahrhundert war gemäss Smith geprägt vom Bestreben des forschenden Menschen, sich nicht länger mit überliefertem Bücherwissen zufrieden zu geben, sondern Erkenntnisse in der direkten Auseinandersetzung mit den Dingen zu gewinnen. Als primär nicht akademisch gebildeter Selfmademan, dem es nachträglich doch noch gelang, den medizinischen Doktorgrad zu erwerben, finden wir Becher als fürstlichen Leibarzt und schliesslich als kaiserlichen Berater, der bestrebt war, die Alchemie als Mittel zur Schaffung von Wohlstand zu propagieren. Obwohl er noch völlig von der Möglichkeit einer Metalltransmutation überzeugt war, ging es Becher dabei nicht um die Erzeugung von Gold, sondern um die praktische und gewinnbringend eingesetzte Anwendung chemischer Technik. Während die mit ihm zeitgleichen Iatrochemiker die Alchemie zur Erklärung physiologischer Vorgänge heranzogen, nutzte Becher die alchemischen Vorstellungen zur Theoriebildung in Handel und Politik. So wurde er mit seinen Erklärungsversuchen zu einem wichtigen Vorläufer des Merkantilismus, wie auch seine chemischen Theorien Ernst Georg Stahl wesentlich zur Schaffung seiner Phlogistontheorie inspirierten. Pamela Smith gelang eine dichte und durch Quellen hinreichend abgestützte Schilderung eines unruhigen Geistes und seiner Zeit.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Steenbuck, Kurt: **Silber und Kupfer aus Ilmenau. Ein Bergwerk unter Goethes Leitung.** Hintergründe, Erwartungen, Enttäuschungen. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf., 1995. 358 S. Ill., 2 Faltpläne beiliegend. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 65). DM 58.–. ISBN 3-7400-0967-5.

Im gediegenen Grün der Schriften der Goethe-Gesellschaft kommt hier ein im Vorfeld des «Jubiläumsjahres» 1999 (das uns wohl manche Nichtigkeiten bescheren wird) publizierter und eminent wichtiger Beitrag zur Goethe-Forschung einher, der ganz sicher auch noch in vielen Folgejahren als Standardwerk zur Hand genommen wird. Der Autor, Diplom-Ingenieur und Bergwerksdirektor i.R. (er hat der Gewerkschaft

Auguste Victoria in Marl «drei Jahrzehnte gedient», s. S. 17 und 58), ist durch Publikationen und Vortragsveranstaltungen ausgewiesener Kenner der Geschichte der Bergbaukunde und speziell des Ilmenauer Bergbaus vor und während der Goethe-Zeit; zu Bergtechnik und Bergrecht des Ilmenauer Kupferschieferbergbaus reichte er 1987 an der Technischen Universität Clausthal eine Dissertation ein. «Die Beschreibung des Ilmenauer Unternehmens durch Philologen und Historiker sind bekannt: das Urteil eines Mannes vom Fach war seit langem erwünscht» – so der Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Koll. Werner Keller, in seinem lesenswerten Vorwort; es unterstreicht, ebenso wie dasjenige von Dr. R. Slotta, Direktor des Deutschen Bergbau-Museums in Bochum (ein ausseruniversitäres Forschungsinstitut zur Montangeschichte), die Bedeutung einer solchen Studie zur weithin wohl unbekannten amtlichen und politischen Tätigkeit Goethes als Leiter der herzoglichen Bergwerkskommission, in der «kollegiale Loyalität jeden Alleingang verbot». Der Autor hat Quellenstudien betrieben, bisher unerschlossene Aktenbestände (vorwiegend des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar) aufgearbeitet und peinlichst genau zitiert. Es ist eine Wohltat an klarer, sachlicher Sprache, wobei wichtige Ergebnisse durch Fettdruck hervorgehoben sind. Die Geschehen um das Ilmenauer Bergwerk bis zum Stollenbruch 1796 und zum Scheitern wegen kümmerlicher Kupfer- und Silbererträge werden durch viele Dokumente und Abbildungen ergänzt. Der Autor spricht die Sprache des Fachmannes: Der nicht bewanderte Leser, wenn er liest, dass «Grubenbaue zu sümpfen (waren)», findet Hilfe im Glossar der Seiten 340–346. Insofern hat die Poesie wenig Platz in diesem Werk, so dass die zwar im Literaturverzeichnis zitierte «Reichspoetin» Sidonia Hedwig Zäunemann (1714–1740), die im Januar 1737 in zwei Schächte einfuhr und ein Gedicht mit 38 Strophen darüber verfasste, nicht zu Wort kommt. Schrieb sie doch: «Weswegen soll denn nicht ein Frauenbild auf Erden / Durch Leder, Licht und Fahrt ein kühner Bergmann werden?»

Gerhard H. Müller, Saarbrücken

Vanja, Christina (Hrsg.): **100 Jahre Krankenhaus Weilmünster 1897–1997. Heilanstalt, Sanatorium, Kliniken.** Kassel, Landeswohlfahrtsverband Hessen, 1997. 240 S. Ill. (LWV Hessen, Historische Schriftenreihe, Quellen und Studien, Band 4). ISBN 3-89203-036-7.

Diese sehr lesenswerte 100-Jahres-Schrift vermittelt wertvolle Einsichten in die sozialmedizinischen Probleme dieser Zeitspanne. Die beschriebene Institution erlitt zahlreiche Mutationen.

Konzipiert als zweite Irrenanstalt des Bezirksverbandes Wiesbaden und gemeinschaftlich mit der Stadt Frankfurt a.M. gegründet, wurde sie 1897 auf einem über 32 ha grossen Areal im hügeligen Taunus, etwa 60 km nordwestlich der Grossstadt, errichtet.

Damals für 500 Betten geplant, wurden gleich deren 1000 installiert und die 1906 offiziell «Heil- und Pflegeanstalt» benannte Klinik unter die autoritäre Führung eines ärztlichen Direktors gestellt. Sie war behaftet mit den – heute kaum noch vorstellbaren – Mängeln der damaligen Anstaltspsychiatrie. 1921 wurde sie zum «Tuberkulose-Volkssanatorium» umfunktioniert, 1926 zum «Nassauischen Kindersanatorium»

und 1933 wieder zur Psychiatrischen Landesheilanstalt. Unter dem Zwang des Nationalsozialismus (Vernichtung «lebensunwerten Lebens») wurde die Anstalt zuerst mit gegen 1500 Patienten massiv überbelegt. Ab 1941 wurde ein Teil derselben laufend in die zentrale Mordanstalt Hadamar zur Vergasung geschickt, während die Verbliebenen durch grausame Lebensbedingungen und Nahrungsentzug (1942 Todesrate von 50%) dezimiert wurden. 1943 kam noch die Einquartierung eines SS-Heereslazaretts mit bis zu 2000 Kranken in die Gebäude.

Von 1946–1958 wurden die renovierten Häuser wieder Kindersanatorium. 1963 entstand dann darin ein modernisiertes Fachkrankenhaus für Psychiatrie (und Neurologie) mit 950 Betten. Daraus sind (als Folge der Enthospitalisierung und Dezentralisation) die heutigen Strukturen gewachsen: Optimal ausgerüstete neurologische Klinik mit 120 Betten, Psychiatrie mit noch 37 Betten und Abteilung für Stimm- und Spracherkrankungen. 1998 ist das Krankenhaus in eine GmbH übergeführt worden.

Urs Heim, Gümligen

Vom Bruch, Rüdiger (Hrsg.): **Jahrbuch für Universitätsgeschichte.** Band I/1998. Stuttgart, Steiner, 1998. 255 S. DM/SFr. 78.–. ISSN 1435-1358.

Ein Editorial, das kurz, präzis und umfassend sagt, was zu sagen ist, macht es der Anzeige schwer, eigene Wege zu gehen. Besonders dann, wenn die Schrift – hier: der erste Jahrgang eines neuen Jahrbuchs – nicht nur als Inhalt, sondern auch als Absichtserklärung interessiert. Vorgestellt wird ein Treffpunkt für Universitätshistoriker, und zugleich wird die Universitätsgeschichte selbst geortet – «im Schnittfeld von Verfassungs- und Institutionengeschichte, von Bildungssozialgeschichte und von einer disziplinär, biographisch und epistemologisch orientierten Wissenschaftsgeschichte». Wo ist sie zu finden? Der Hrsg. nennt, auch dies eine Art Wissenschaftsgeschichte, die Grundlagenwerke einerseits, andererseits die in «anlassgebundener Jubiläumsliteratur» (vorzugsweise auch in Festschriften) erschienenen Arbeiten zu Spezialaspekten. Die Gliederung des Jahrbuchs in Abhandlungen, Editionen/Quellen, Miszellen und Rezensionen ergibt sich vom Stoff her und wird der «auf eine systematische Zusammenschau drängende Verfachlichung» dienlich sein, einem Ziel, das auch die 1995 gegründete Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte (GUW) verfolgt. Das Referat («Miszelle») über deren erste Fachtagung («Die artes-Fakultäten in sieben Jahrhunderten», 8.–13. 6. 1997) deutet Stil und Stimmung künftiger Unternehmungen an. Die «klassische» Universitätsgeschichte ist über weite Strecken eine wahrhaft fröhliche Wissenschaft, sie hat den Vorzug, nahe am Menschen ein Übermass an Quellen, überraschenden Verknüpfungen und Assoziationen integrieren zu dürfen, und das glückliche und weithin respektierte Ende des nachzuvollziehenden Weges steht meist fest. Dazu Stichworte aus dem Abhandlungsteil des Jahrbuchs: «König Artus und die Professoren» (Frank Rexroth); «Rudolf Virchow und die Berliner Denkmalskultur im Kaiserreich» (Constantin Goschler). Zeitgeschichtliche Themen – «Die Vertreibung der jüdischen Studenten und Professoren von der Berliner Universität unter dem NS-Regime» (Konrad H. Jarausch) oder Michael C. Schneiders Studie zur Sozialstruktur im Bildungssystem der DDR – stehen für die «moderne» Universitätsgeschichte, die nun im Rahmen des Jahrbuchs

sachlich und methodisch neu zur Geltung kommt. – Schliesslich sei an dieser Stelle speziell hingewiesen auf Eric J. Engstroms Arbeit über die Heidelberger psychiatrische Universitätsklinik und die Professionalisierung des Faches auf dem Hintergrund von Emil Kraepelins Forschungsprogramm, ferner (und dies als Beispiel aus den «Editionen») auf die Bemühungen von Karl Abraham (1877–1925) um einen Lehrauftrag für Psychoanalyse an der Berliner Universität.

Verena Stadler-Labhart, Zürich

Wagener, Silke: **Pedelle, Mägde und Lakaien. Das Dienstpersonal an der Georg-August-Universität Göttingen 1737–1866.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, cop. 1996. 609 S. (Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 17). Zugl. Diss. Göttingen 1994. DM 98.–. ISBN 3-525-35848-2.

«Michelmann kommt» – laut Überlieferung waren das die ersten auf dem von Carl Friedrich Gauss und Wilhelm Weber erfundenen elektromagnetischen Telegraphen übermittelten Worte. Auch wenn die Geschichte nicht stimmt, Wilhelm Samuel Michelmann war seit 1847 Aufwärter beim Physikalischen Kabinett der Göttinger Universität. Von Beruf Drechsler, hatte Michelmann wöchentlich 36 Stunden zu arbeiten und war für Reinigung und Instandhaltung des Hörsaals und der bei den Physik-Vorlesungen benutzten Instrumente verantwortlich. Mit der Zeit arbeitete er sich so gut ein, dass er zum unverzichtbaren Vorlesungsassistenten wurde und – zum Missfallen der Professoren – die niederen Arbeiten weiter delegierte und sich an seinen freien Sonntagen sogar einer Nebenbeschäftigung widmete, dem Schnitzen von Billardkugeln.

Nachrichten über Michelmann und zahlreiche andere «kleine Leute» aus dem Göttinger akademischen Milieu finden sich in Silke Wageners sorgfältiger und gelehrter Untersuchung über «Pedelle, Mägde und Lakaien», die sich mehrere Aufgaben gestellt hat. So sollen «neue Aufschlüsse über die gesellschaftliche Position und die Lebensweise von Professoren und Studenten» geboten werden, zugleich geht es aber auch um eine Sozialgeschichte derjenigen, die Universität und akademischen Haushalt als Lebens- und Arbeitsraum erlebt und nicht selten auch erlitten haben. Auch wenn Wageners Perspektive durch den zur Verfügung stehenden Quellenbestand, vor allem Akten des Universitätsgerichts, geprägt ist, wird deutlich, dass das in Privathaushalten angestellte Personal weitgehend der Willkür der Herrschaften ausgesetzt war. Klagen des Dienstpersonals gegen ihre Herrschaften vor dem Universitätsgericht kamen erst in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts häufiger vor, was die Autorin auf gesteigertes Selbstbewusstsein und grösseres Vertrauen in die Gerechtigkeit des Gerichts zurückführt. Bestraft wurden die Herrschaften grundsätzlich nicht, und erst 1844 ist in einer Dienstbotenverordnung auch von den Pflichten der Herrschaft die Rede.

Solche Veränderungen zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin beschreibt Wagener als Tendenz eines zunehmenden Verantwortungsgefühls für die unteren Schichten, was noch deutlicher bei den Universitätsangestellten hervortritt. Im Gegensatz zu ihrer eher beklagenswerten Existenz im 18. Jahrhundert besserte sich manches: Die Pension bei Arbeitsunfähigkeit reichte zum Leben aus, Witwen erhielten eine kleine Pension, und die Universität gab sogar Darlehen bei Hauskäufen. Kehrseite der

Medaille war aber auch, dass dem Auge der Universität kaum etwas verborgen blieb. Als 1847 ein Pedell um Gehaltserhöhung bat. wusste man, dass er geschlechtskrank war, seine Frau misshandelte und ein ausschweifendes Leben führte. Ein sittlicher Lebenswandel wurde unmissverständlich eingefordert, Privatleben im heutigen Sinne gab es nicht. Persönliches Fürsorgeprinzip und Sorge um das Ansehen des Amtes und damit der Universität selbst waren nicht voneinander zu trennen.

Die Lektüre dieses materialreichen Buches gewährt zahlreiche Einblicke in das Alltagsleben der Bediensteten, zeigt aber auch noch einmal aus der Perspektive «von unten», dass die Göttinger Universität eine weitgehend autonome Stadt in der Stadt mit eigener Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Angestellten, Regeln und Sitten war. Auch wenn es heutzutage keinen Karzer und kein Universitätsgericht mehr gibt, wird niemand, der einmal in Göttingen gelebt hat, bestreiten wollen, dass von dieser sonderbaren Autonomie immer noch einiges vorhanden ist.

Michael Hagner, Berlin

Weber, Marga: **Antike Badekultur.** München, Beck, cop. 1996. 194 S. Ill. (Beck's Archäologische Bibliothek). DM 58.–; SFr. 55.20. ISBN 3-406-40099-X.

Il bagno pubblico nasce in Grecia come appendice al ginnasio a fini esclusivamente utilitaristici: esso permette agli uomini che hanno fatto esercizio fisico di lavarsi e rinfrescarsi. Di questo fa fede la posizione del tutto marginale rispetto alla palestra dei primi bagni. Nel mondo romano, nel quale lo sport ha un ruolo molto secondario, si fa strada invece una nuova concezione del bagno pubblico come luogo di incontro e di ricreazione.

Il nucleo architettonico già presente nei bagni dei ginnasi ellenistici, ma con minor spazio riservato alla palestra, è costituito essenzialmente da quattro locali principali: *apodyterium* (dove si depongono le vesti), *frigidarium* (locale di refrigerazione non riscaldato e contenente vasche di acqua fredda) con eventuale accesso ad una piscina all'aperto *(natatio)* poco profonda, *tepidarium* (luogo intermedio a temperatura media), *caldarium* (locale riscaldato a temperatura più alta). Per evitare la ressa, vengono introdotti a piacimento locali di passaggio e di attesa. Non mancano le toilettes costruite con criteri funzionali e quasi moderni. Gli edifici delle terme raggiungono, in età imperiale, dimensioni grandiose e un lusso inimmaginabile, con pregiati marmi, sofisticate decorazioni parietali, mosaici e statue prese da ogni dove. Giardini e spazi per conferenze e biblioteche rendono il luogo gradevole per ogni gusto. Al frequentatore viene inoltre fornita la possibilità di massaggi, di cosmesi e di cure mediche. L'approvvigionamento dell'acqua è garantito dalla costruzione di sempre nuovi acquedotti, il riscaldamento, dal cosiddetto sistema dell'ipocausto: un intreccio di corridoi sotterranei correnti sotto il pavimento nei quali circola aria calda proveniente da un forno anch'esso sotterraneo.

L'importanza crescente delle terme nella vita romana è sottolineata dalla proliferazione di tali impianti nei primi quattro secoli dopo Cristo. Le terme più lussuose sono quelle di Caracalla e di Diocleziano, di cui ancora oggi sono visibili i resti.

L'uso dei bagni acquista comunque una graduale importanza anche nella provincia favorito soprattutto dalla penetrazione delle legioni romane. Oltre ai bagni negli accampamenti, sorgono impianti anche fuori ad uso dei militari romani e dei civili.

Sulla scia delle costruzioni pubbliche stanno le ville private dotate anch'esse di

bagni più o meno ampi. Privati, ma gestiti da un appaltatore e fruibili dal pubblico dietro pagamento di un irrisorio biglietto di ingresso, sono anche gli innumerevoli piccoli *balnea meritoria* che si contano a centinaia nella Roma imperiale e nella provincia.

Un discorso a parte riguarda l'utilizzazione delle terme da parte delle donne. Nel mondo romano, dove la donna gode comunque di maggiore libertà e prestigio sociale che in Grecia, sono attestati in vari impianti locali riservati alle donne in genere più piccoli e più disadorni rispetto a quelli per gli uomini. Dove mancavano zone separate, si stabilivano dei turni. Talvolta le fonti letterarie e archeologiche documentano anche l'esistenza di bagni comuni. Nei bagni a pagamento il biglietto per le donne costava comunque il doppio di quello degli uomini.

Il libro offre una panoramica riassuntiva sul tema dei bagni nel mondo antico. L'argomento viene affrontato da un punto di vista quasi esclusivamente archeologico-descrittivo che lascia per lo più in ombra gli aspetti socio-politici. Nel complesso, tuttavia, si tratta di un volume di piacevole lettura che fornisce i primi rudimenti sul tema e può costituire un buon stimolo per ricerche più approfondite.

M. Laura Gemelli-Marciano, Zürich